Weihnachtsrosen.

Bilder und Erzählungen

von

ALEXANDRA

königlicher Prinzessin von Bayern,

[illegible]

[illegible]

München.

[illegible]

[illegible]

Weihnachtsrosen.

Skizzen und Erzählungen

von

ALEXANDRA,

Königlicher Prinzessin von Bayern,

oberster Vorsteherin des Maximilian-Waisen-Stifts

in München.

Der Ertrag ist zum Besten des Maximilian-Waisen-Stifts bestimmt.

München.

[illegible]

18[illegible]

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorwort.

Gleich den Weihnachtsrosen, welche mitten im Winter im einsamen Schneegefilde ihre weißen Blüthenkelche, gleichsam zum Gruße für das heilige Jesuskind, entfalten und Allen zuzurufen scheinen: „Gehet, wandelt, lobet Gott und bringet Ihm die duftende Blume — Werke der Barmherzigkeit — zum wohlgefälligen Opfer für Seinen himmlischen Garten dar," so möchten auch diese geistigen „Weihnachtsrosen" zur Ehre Gottes blühen und die Barmherzigkeit als Duft verbreiten.

Der Titel „Weihnachtsrosen" selbst dürfte aber wohl für ein Büchlein nicht ganz ungeeignet sein, das für einen wohlthätigen Zweck bestimmt ist; denn die christliche Wohlthätigkeit soll ja aus der Liebe

entspringen, welche mir als wahre himmlische Weihnachtsrose erscheint, als die edelste Blume des Christenthums.

Möge nun dem Werkchen eine eben so nachsichtige und freundliche Aufnahme zu Theil werden, wie meinen vorjährigen Feldblumen, welche Manchen veranlaßt haben, sich unverwelkliche Blumen, Immortellen zu sammeln: so möchte ich nämlich die milden Gaben nennen, die dem Maximilians-Stifte gespendet wurden, worauf sichtlich Gottes heiliger Segen ruht.

München im December 1857.

ALEXANDRA
Kgl. Prinzessin von Bayern.

Inhalt.

Seite

I. [illegible] . 1

II. [illegible] 60

III. [illegible] . . . 85

IV. [illegible] 99

V. [illegible] 111

VI. [illegible] 131

VII. [illegible] 170

VIII. [illegible] 182

IX. Die christliche Liebe reicht über das Grab hinaus 190

X. [illegible] 195

XI. [illegible] 200

XII. [illegible] 206

XIII. [illegible] . . . 216

XIV. Die Weihnachtsbescherung eines Blinden . . 219

XV. Ein Besuch im Spital der Unheilbaren . . . 223

		Seite
XVI.	Ein Besuch im Rettungshause zu Indersdorf	218
XVII.	Robert	233
XVIII.	Nützliche Unterhaltung an einem Regentage	266
XIX.	Der Eisenbahnhof	274
XX.	Bei Gott ist kein Ding unmöglich	281
XXI.	Der Wechsel des Lebens	288

I.

Die Geldmünze
im Werthe von hundert Sous.

Es war 7 Uhr Morgens, und der Tag war kaum angebrochen, denn man befand sich im Monate October. Ein kleiner Knabe, der auf seiner Schulter einen Stab trug, an welchem ein Bündel hing, wanderte auf der großen Straße daher, die von Orleans nach Paris führt, und näherte sich nun der Barrière d'Enfer. Sein Anzug bestand in einer Weste und einem Paar brauner Beinkleider. Sein Gesicht trug das Gepräge des Frohsinns, und lustig pfiff er ein Volkslied von Auvergne. Er stand eben im Begriffe, die Mauern der großen Stadt zu durchschreiten, als ein Zolldiener des Schlagbannes ihm zurief: „Halt inne, was trägst du in deinem Bündel?“ — „Alte Beinkleider und eine Weste,“ antwortete das Kind; —

„dann drei Hemden, ein paar Schuhe, einen Kaminkratzer, und ein ledernes Knieband. Wollen Sie sich lieber selbst überzeugen?“ Alsobald machte er Anstalt, das grobe Tuch aufzuknüpfen, welches alle diese Gegenstände enthielt. „Schon gut, schon gut,“ sagte lächelnd der Mauthbeamte, „in deinem Bündel befindet sich keine verbotene Waare. Es scheint mir, mein kleiner Freund, daß du, um dein Leben zu fristen, auf den Kaminruß von Paris rechnest?“

„Hoffentlich werde ich stets Ruß antreffen,“ antwortete der Knabe, der ebenfalls zu lachen anfing, und zeigte hiebei zwei Reihen Zähne so weiß, wie Elfenbein; „und wenn es endlich keinen Ruß mehr gibt, so ist doch nie Mangel an Koth, und ich bin auch Stiefelputzer.“

„Das sind freilich viele Talente,“ sagte der Beamte. „Wie alt bist du?“

„Zu Ostern dreizehn Jahre. Ich feierte bereits meine erste heilige Kommunion, ehe ich meine Heimath verließ.“

„Du bist aber sehr klein für dreizehn Jahre.“

„Das ist eben sehr vortheilhaft.“

„Wirklich?“

„Ohne Zweifel; denn wäre ich groß, so vermöchte ich nicht die kleinen Kamine hinan zu klimmen.

Schon seit 2 Jahren wachte deßhalb mein Onkel sorgsam darüber, daß ich nicht viel esse, damit ich nicht zu stark werde."

„Es ist also dein Onkel, welcher dich ernährte?"

„Ja, weil ich weder Vater, noch Mutter mehr habe. Mein Onkel ist es, der mich erzogen hat, und der mir die Anfangsgründe meines Kaminfeger-Standes lehrte. Er versteht dieses Fach trefflich; er erwarb sich sein Vermögen in den Kaminen von Paris."

„Sein Vermögen?"

„Sicherlich, er besitzt eine Mühle in unserm Orte, nicht weit von Clermont."

„Aber, wenn er so reich ist, warum hat er dich dann nicht behalten?"

„Weil ich das Alter erreicht habe, wo ich im Stande bin, mir mein Brod selbst zu verdienen. Aber er schenkte mir dieß schöne Kleid hier, welches ich heute angezogen habe, um mich in Paris umzusehen; denn Sie müssen wissen, daß ich es nicht alle Tage benütze. Außer diesem Kleide gab er mir seinen Segen und zwanzig Franken."

„Zwanzig Franken, um von Clermont nach Paris zu gehen? Dein Onkel hat sich wahrlich nicht zu Grunde gerichtet."

„Und warum wollen Sie, daß er sich zu Grunde richte? Er wußte wohl, daß ich, in Paris angekommen, mein Brod selbst verdienen könne, da er mir einen Brief an einen seiner Freunde mitgab, einen Kaminfegermeister, der mir Arbeit anweisen soll. — Und dann ist mein Onkel auch gesonnen, sich wieder zu verheirathen; aus diesem Grunde, sagte man mir, könne er von nun an nicht mehr für mich sorgen."

„Wie zärtlich ist dieß!"

„O, mein Onkel ist eben nicht zärtlich, er ist weit davon entfernt," erwiederte lachend das Kind. „Doch ungeachtet dessen bin ich ihm Dank schuldig; denn ohne ihn wäre ich im Spitale auferzogen worden."

Da in diesem Augenblicke ein Wagen vorüberfuhr, bat der Mauthbeamte den kleinen Kaminfeger, der ihn sehr ansprach, einige Minuten hier zu warten, bis er den Wagen durchsucht hätte. Als dieß geschehen war, ward das unterbrochene Gespräch wieder angeknüpft.

„Wie hast du denn den weiten Weg zurückgelegt?" fragte er.

„Zu Fuß; ich machte im Tage 7—8 Stunden. Des Nachts suchte ich ein Wirthshaus auf, wo ich Brod und Käs kaufte. Niemals ward mir die Bitte abgeschlagen, im Stalle schlafen zu dürfen. Oftmals

geschah es, daß sogar die Mädchen oder Knaben des Wirths einen guten Bissen meinem Brode beilegten, wie eine Birne, Nüsse und in Orleans sogar ein großes Stück Speck, und so habe ich niemals Mangel gelitten."

„Ich sehe wohl, daß du wenig bedarfst, um zufrieden zu sein, und auch ich will dich bewirthen." Hierauf holte der Mauthbeamte aus dem Saale eine bereits angegriffene, aber noch zur Hälfte angefüllte Flasche Wein und ein Stück Kalbsbraten, welche von seinem Frühstücke übrig geblieben waren.

„Gar zu gerne möchte ich Ihren Namen wissen," sagte das Kind, indem es das Empfangene in sein Bündel einpackte.

„Warum?" fragte der Angestellte.

„Um Sie in Paris wieder finden zu können, wenn ich einst reich werde."

„Ich heiße Robert Gauvain," entgegnete der Beamte, „und unglücklicher Weise wirst du mich hier noch lange finden können; denn obwohl ich schon wiederholt um ein anderes Amt nachsuchte, konnte ich bis jetzt noch keines erhalten."

„Robert Gauvain," wiederholte sich der Knabe, „und ich nenne mich Jaques Morlot." Dann, nachdem er mehrere Male freundschaftlich die Hand des

Mauthbeamten gedrückt hatte, begab er sich in die Stadt selbst.

Die Mannigfaltigkeit der vielen Gegenstände, die sich zum ersten Male seinen Blicken darboten, entzückten den kleinen Kaminfeger so sehr, daß er einen Theil dieses Tages dazu verwendete, die Straßen zu durchwandern, indem er, mit Bewunderung erfüllt, vor den schönen Häusern, den reichhaltigen Läden und prächtigen Monumenten, womit Paris geschmückt ist, stehen blieb. — Die Nacht rückte bereits heran, als endlich sein Magen ihn mahnte, daß er seit fünf Uhr Morgens keine Nahrung zu sich genommen habe. So trat er in einen Bäckerladen, kaufte sich ein Pfund Brod, und setzte sich auf eine Bank, welche sich unweit eines Hausthores befand. Dort begann er alsbald sein Brod sich schmecken zu lassen, ohne jedoch das Stück Kalbfleisch zu vergessen, so wenig wie die Flasche Wein, von deren Inhalt er einen Theil auf die Gesundheit des Robert Gauvain trank.

Nach geendeter Mahlzeit empfand er eine so große Müdigkeit, daß ihm die Füße völlig ihren Dienst versagten, und daß er dem Drange nicht zu widerstehen vermochte, einige Augenblicke zu schlafen, ehe er sich auf den Weg machte, dem Kaminfegermeister seinen Empfehlungsbrief zu übergeben. Noch war es

kaum 6 Uhr Abends, als Jaques sein Bündel unter den Kopf legte. Bald verfiel er in einen tiefen Schlaf, aus dem er erst des andern Tages um 7 Uhr Morgens erwachte. Schnell raffte er sich auf und säumte nun nicht, sich die Straße angeben zu lassen, wo der Kaminfegermeister wohnte, an den er empfohlen war. Er zweifelte nicht eine freundliche Aufnahme und eine Lagerstätte dort zu finden, da im vergangenen Monate der Kaminfegermeister seinem Onkel geschrieben habe, er möge ihm das Kind nur schicken, es solle eine gute Behandlung bei ihm erfahren. Mit frohem Sinne und leichten raschen Schritten, — denn er hatte sich gänzlich von seiner Ermüdung erholt, — erreichte er endlich die Thüre desjenigen, der ihm behilflich sein sollte, in dieser großen Stadt zu leben, und der vielleicht im Stande wäre, ihn anzuleiten, sich allmählig ein kleines Vermögen zu sammeln. Er wendete sich an den Thürsteher.... Seit drei Wochen war der Meister gestorben und der Laden wurde eben hergerichtet, um ihn an einen Hutmacher zu vermiethen.

Von dieser Nachricht betäubt, blieb Jaques einige Augenblicke unbeweglich stehen. Endlich wieder zu sich kommend, verließ er langsamen Schrittes das Haus, und sein Herz war von Traurigkeit erfüllt durch das trübe Bild der Verlassenheit und des Elendes, das

ihn in Paris, dessen Anblick ihn am vergangenen Abend so sehr erfreut hatte, erwartete. — Lange ging er mit gesenktem Haupte, von Kummer ganz niedergebeugt; aber nach und nach faßte er wieder Muth, Dank dem heitern Temperamente, womit ihn der Himmel gesegnet hatte.

„Wozu würde es nützen, wenn ich mich weiter betrüben würde," so sagte er sich, indem er sich die Stirne rieb, gleichsam als wollte er die schwarzen Gedanken verscheuchen, die ihn beschäftigten. „Wäre es nicht besser, mich zu bemühen, mein Fortkommen selbst zu suchen? Noch befinden sich in meiner Tasche mehr denn fünfzehn Franken; so bleibt mir noch Zeit zur Ueberlegung. Zu meinem Onkel zurückzukehren, daran darf ich wohl nicht mehr denken; denn er gab mir nur zu klar zu verstehen, daß ich nicht mehr auf ihn zählen kann. Doch das soll mich nicht entmuthigen. Alle Leute, welche mir auf der Straße begegnen, finden ja Mittel und Wege, sich ihren Lebensunterhalt zu verdienen; so will auch ich versuchen, mein tägliches Brod zu erwerben und nur mehr auf Gott und meine zwei Arme vertrauen." — Nachdem er diesen Vorsatz gefaßt hatte, begann er planlos weiter zu wandern; denn es war ihm gleichgültig, sich in diesem oder jenem Stadtviertel niederzulassen, wenn es nur Ka-

mine zu kehren gab. Eine Sorge aber quälte ihn noch, nämlich die, einen Platz zu finden, wo er die Nächte zubringen könnte. Da Onkel Morlot sehr mittheilend war und immer von der großen Stadt erzählte, wo er sein Glück gemacht hatte, so war Jaques vom Hörensagen mit Paris sehr genau bekannt, und er wußte wohl, daß man daselbst eine Wohnung miethen könne.

„Sicherlich," sprach er, indem er hin- und herblickte, „hier ist kein Mangel an Häusern; aber ich sehe keine, die häßlich genug wären, mich gegen wenig Geld aufzunehmen. So will ich lieber die Vorstadt aufsuchen, wo mein Onkel wohnte; da werde ich finden, was ich brauche." Er fragte also den ersten Vorübergehenden, welcher Weg nach der Vorstadt St. Antoine führe, und schlug alsobald denselben ein. Als er die große Straße erreicht hatte, welche mit vielen Läden geziert ist, erkannte er bald, daß auch hier Alles für ihn zu schön sei, und da sich ihm hiedurch das Gefühl seines Elendes nur um so greller aufdrängte, empfand er keine Lust, dieselbe bis zu ihrem Ende zu verfolgen. Er lenkte daher in eine kleine Kreuzstraße ein, die, wie er dachte, auf die Felder führen müsse, da er von der großen Straße aus den Schlagbaum erblickt hatte. Er mochte etwa 200 Schritte zurückgelegt haben, als

er am Eingange einer Allee vor einem kleinen, niedern und sehr schmutzigen Häuschen stehen blieb, auf welchem sich eine Aufschrift befand. Jaques, welcher in der Volksschule seines Dorfes schreiben, lesen und rechnen gelernt hatte, schmeichelte sich nun das Ziel seiner Nachforschungen erreicht zu haben, als er folgende Worte in großen Buchstaben angeschrieben fand: „Ein eingerichtetes Zimmerchen ist in der Tiefe des Hofes zu vermiethen.“ —

„Wenn es das Glück will,“ — so dachte er, „daß jenes Zimmerchen in der Nähe des Speichers ist, dann wird der Miethzins vielleicht mein Vermögen nicht übersteigen und ich habe gefunden, was ich suche.“ Mit froher Hoffnung trat er in die enge Allee und fand sich am Ende derselben in einem kleinen Hofe, in welchem eine alte Frau beschäftigt war, Wäsche an Stricken aufzuhängen. Er näherte sich derselben, zog sein Käppchen ab und fragte sie höflich, um welchen Preis sie das Zimmer vermiethe.

„Um welchen Preis?“ sagte die Alte, indem sie ihn mit unfreundlichen Blicken vom Kopf bis zum Fuße maß. „Und was kümmert dich das, Kleiner?“ „Weil ich eine Wohnung für mich suche,“ antwortete der Knabe mit sanfter Stimme.

„Für dich,“ fiel sie ein, „und mit was ge-

denkest du dieselbe zu bezahlen? wo sind deine Eltern?" —

„Meine Verwandten sind in Auvergne," erwiederte Jaques; — „sie haben mich nach Paris geschickt, um dort meinen Unterhalt zu suchen."

„Ja, ja, gewiß gehörst du dem Kaminfegerstande an; welch armer Stand ist dieser! — Ferner will ich mein Zimmer wenigstens für drei Monate vermiethen und zwar gegen Vorausbezahlung."

Während sie so sprach, breitete die Alte die Strümpfe und Sacktücher auf den Stricken aus.

„Und wie viel Zins verlangen Sie, gute Frau?" entgegnete Jaques, indem er jedem ihrer Schritte folgte.

„40 Franken das Jahr."

„Also müßte ich heute 10 Franken geben?" fragte das Kind mit betrübter Miene.

„Genau 10 Franken," wiederholte die Alte mit spöttischem Tone, „und so siehst du wohl, daß das Zimmer sich nicht für dich eignet."

Jaques überlegte einige Augenblicke. Drei Monate gaben ihm Zeit in Paris seinen Lebensunterhalt zu finden, ohne daß er, im Besitze einer gesicherten Schlafstelle, zu befürchten hatte, während dieser Zeit sich als Landstreicher ergriffen zu sehen. Die 5 Fran-

sen, welche ihm noch blieben, reichten hin, um während 2 bis 3 Wochen Brod zu kaufen. Und da er darauf zählte, als Kaminfeger Beschäftigung zu finden, so entschloß er sich zwei Drittel von seinem ganzen Besitzthum herzugeben, um nicht mehr auf der Straße schlafen zu müssen. „Wollen Sie so gefällig sein, mir ihr Zimmer zu zeigen, gute Frau?" sagte der Kleine, indem er 2 Münzen, jede im Werthe von 5 Franken, aus der Tasche zog.

Die Alte hielt inne, betrachtete das Kind, dessen hübsches, offenes Gesicht sogar das Herz eines Tigers besänftiget hätte. Und nachdem sie sich überzeugt hatte, daß der kleine Miethsmann im Stande sei zu bezahlen, und somit wohl einem Mann von schlechtem Rufe aus ihrem Stadtviertel vorzuziehen sei, begab sich Madam Gervais (dieß war der Name der Wäscherin) mit Jaques in die Räume, welche ihre Wohnung zu ebener Erde bildeten, indem sie die Thüre mit folgenden Worten hinter sich zuschloß. „Ich pflege stets sorgfältig die Thüre, welche auf die Allee geht, zu schließen, wenn ich den Hof verlasse; denn in der Vorstadt fehlt es nicht an Dieben." —

Wenn es in der Vorstadt Diebe gibt, dachte Jaques, und sich diese an mich wenden, werden sie sehr angeführt sein.

„Was mein Haus betrifft," fügte die Alte hinzu, „so ist es sicher; denn in demselben wohnt Niemand als ich, meine Tochter und mein Neffe, welcher als Kunstschreiner arbeitet, und das zweite Zimmerchen bewohnt."

Beide stiegen nun in dem, was Madam Gervais ihr Haus nannte, eine kleine Treppe hinan, welche eher einer Leiter ähnlich sah, die zum Speicher führte.

Hierauf wurde Jaques in ein kleines Gemach eingeführt, das 6 Fuß Länge und $6^1/_2$ Fuß in der Breite haben mochte. Die vier reinlich getünchten Mauern enthielten einen Kleiensack, auf welchem eine Matratze lag, ein schlechtes Kissen und eine wollene Decke; ein Handschrank zur Aufbewahrung von Speisen, eine Kommode, ein Tisch, zwei Stühle, ein alter Besen, ein kleiner Spiegel, am Fensterreiber befestigt, vervollständigten die Einrichtung des Gemaches. So spärlich nun auch diese Ausstattung war, Jaques war dennoch damit zufrieden; ihn erfreute der Gedanke, drei Monate nun unter einem Dache schlafen zu können und einen hinlänglich abgeschlossenen Zufluchtsort gefunden zu haben. Eine Annehmlichkeit, welche er bei seinem Onkel gewöhnt war, vermißte er freilich, nämlich Leintücher auf seinem Lager. Dennoch enthielt er sich um

solche zu bitten, indem er sich sagte, daß er auch ohne dieselben wie ein Prinz schlafen werde, und er beeilte sich, der Frau Gervais die 10 Franken zur Berichtigung ihres Betrages einzuhändigen. Ja, er hielt sich im Besitze seiner neuen Wohnung für so glücklich, daß er der alten Frau noch aus Herzensgrund dankte, seine Bitte erfüllt zu haben. — Madam Gervais, so mürrischer Gemüthsart sie auch war, fühlte sich doch beinahe gerührt durch die dankbaren Gesinnungen, die der kleine Auvergnate aussprach; ihr hartes und strenges Gesicht heiterte sich auf, so daß sie ihn lächelnd auf die verschiedene Nutzanwendung der Meubel aufmerksam machte, deren er sich nun bedienen werde; z. B. — daß der Tisch eine Schublade habe, und daß der Speisekasten verschließbar sei. Hierauf, nachdem sie die 10 Franken in ihre Tasche gesteckt hatte, stieg sie die Treppe hinab und vergaß dabei nicht, die nöthige Vorsicht anzuwenden, um sich nicht den Hals zu brechen. Sobald Jaques sich allein sah, beeilte er sich seine schönen Kleider abzulegen und sich so anzuziehen, daß er alle Kamine von Paris erklettern konnte, ohne etwas Anderes als Lumpen zu verunreinigen.

Von diesem Tage hoffte er übrigens wenig Gewinn mehr, da es bereits 2 Uhr Nachmittags und so

die Zeit für seine Arbeit vorüber war. Aber da er eine etwaige Möglichkeit nicht unbenutzt vorübergehen lassen wollte, so machte er sich dennoch auf den Weg und durchlief alle Straßen bis zur einbrechenden Nacht, wobei er in allen Tonarten seinen kleinen Kaminfegerruf ausstieß, dem aber keine Stimme antwortete.

„Morgen, morgen," sprach er zu sich selbst, „wird es mir schon besser gehen, denn ich werde mich schon viel früher auf den Weg machen." Von dieser Hoffnung getröstet, kehrte er heim, aß ein großes Stück Brod, welches er in den Rest jenes Weines tauchte, welcher ihm von seinem Freund am Schlagbaum geschenkt worden war, und ohne die Kerze anzuzünden, welche er sich eben gekauft hatte, warf er sich auf die Knie, um sein Gebet zu verrichten. Das arme Kind erbat sich von Gott nur Eine Gnade, diese: ihm morgen Arbeit finden zu wollen. Hierauf legte er sich auf sein Bett und verfiel augenblicklich in einen tiefen Schlaf. — Am kommenden Morgen, bald nach Tagesanbruch, befand sich Jacques schon in voller Erwartung in der Straße St. Antoine.

Bereits war geraume Zeit verflossen und noch erfreute ihn kein günstigerer Erfolg, als am vorigen Abend; endlich, als es 8 Uhr schlug, öffnete sich das

Fenster eines Hauses und die schönen Worte: „Komm herauf, Kaminfeger!" drangen an sein Ohr. — Man kann sich wohl vorstellen, daß er sich nicht zweimal auffordern ließ. Vor Freude strahlend durchschritt er die erste Thüre, welche sich ihm zu seinem Lebensunterhalte öffnete und reinigte mit allem Fleiße den Kamin von jedem Stäubchen Ruß, zugleich sorgfältig Acht habend, die Küche nicht zu beschmutzen. Mit dankbarer Miene empfing er hierauf 8 Sous, welche ihm die Köchin einhändigte. Er hätte zwar von rechtswegen 10 verdient; allein die sparsame Hausfrau ließ ihm dieselben nicht ausbezahlen, dafür aber beauftragte sie ihn, noch zwei andere Kamine ihrer Wohnung zu fegen.

Als Jaques nach vollendeter Arbeit aus dem Hause heraus trat, auf welches er allen Segen des Himmels herabrief, fühlte er den Boden nicht mehr unter seinen Füßen, so war er vom Glück berauscht. Er hielt von Zeit zu Zeit inne, um sich zu versichern, daß die eben verdienten 24 Sous noch in seiner Tasche seien. Ja, in seiner Freude vergaß er sogar eine Zeitlang seinen Ruf erschallen zu lassen, als brauchte dieser Einnahme nichts mehr beigefügt zu werden. Endlich versuchte er neuerdings die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, indem er mit aller Kraft

seinen Weg wiederholte, und seine Bemühung war von so gutem Erfolg, daß ihm der erste Tag 7 Kreuzer eintrug. —

Obgleich die folgenden Tage weniger günstig waren, so beunruhigte Joseph doch keine Sorge mehr für seinen Lebensunterhalt, und bei der großen Sparsamkeit in seinen Ausgaben sah er sich sogar nach Verlauf von nicht ganz 7 Wochen schon im Besitz einer kleinen ersparten Summe. Da er übrigens bereits kennen gelernt hatte, was es heiße, das tägliche Brod zu verdienen, so fand er das, was er gewann, so gut, daß er sich nur selten entschloß, seinen Schatz zu vermindern, um seinem Brote noch eine kleine Zulage, etwa einen Apfel oder ein paar Nüsse beizufügen. Der Inbegriff seiner Wünsche und seines Ehrgeizes war der Gedanke, so viel Geld zu sammeln, als erforderlich wäre, um den Stand eines Stiefelputzers anzutreten; denn er dachte mit Vertrauen an die Zukunft, wo man weniger des Almosens bedarf. Er hatte sich bereits nach dem Preis von Stiefelwichse und Bürsten erkundigt; aber er war noch weit entfernt um daran denken zu können, sich diese Gegenstände anzuschaffen. Einstweilen lebte er in Hoffnungen, ohne Langeweile, ohne Traurigkeit, in der süßen Ueberzeugung, daß ihn Gott nicht verlassen werde, wenn

er sich nur nicht recht vertraute. Das arme Kind konnte in der That hinsichtlich auch nur allein auf den Schutz Gottes rechnen, da es gänzlich vereinzelt in Mitte der ungeheuren Bevölkerung lebte, welche Paris einschließt. Die Bewohner von jenem Theile des Hauses, welcher auf die Straße hinaus ging, waren Arbeiter, die dasselbe schon am frühen Morgen verließen, um ihrer Arbeit nachzugehen und in gar keiner Beziehung mit den Bewohnern des Hinterhauses standen. Was Madame Gervais betraf, so ließ sie sich wohl herbei, unserm Joseph einige Aufträge zu geben, von ihm das nöthige Holz, welches sie zum Waschen bedurfte, spalten zu lassen und dergleichen mehr, und sie war dabei großmüthig genug, die Dienste durch kleinen Wiederlohn anzuerkennen, indem sie ihm alle 8 Tage eines seiner 3 Hemden unentgeltlich wusch. Uebrigens sprach sie mit ihm niemals 5 Minuten lang, ohne ihm zu wiederholen, wie theuer sie sein Zimmer bezahle, wie schwer es ihr sei auszukommen, und wie durchaus unmöglich, für irgend Jemanden etwas zu thun. Herr Gervais aber, sein Nachbar unter dem Dache, war, was man zu sagen pflegt, ein Lebemann, immer zu Scherz und Lachen geneigt; seine Laune, die ihm seine Wohnung raubte, unterhielt ihn deßhalb wenig, so daß er meistens nur zur Zeit des Schlafengehens

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

„[illegible]“

„[illegible]“

„[illegible]“

„[illegible]“

„[illegible]“

„[illegible]“

„[illegible]“

„[illegible]“

„[illegible]“

„[illegible]"

„[illegible]"

„[illegible]"

„[illegible]"

„[illegible]"

„[illegible]"

„[illegible]"

„[illegible]"

„[illegible]"

„[illegible]" —

„[illegible]" —

„[illegible]

[illegible]

„[illegible]

„[illegible]

„[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

hatte, dem rechtmäßigen Eigenthümer [illegible], [illegible] nicht, die [illegible] [illegible] zu [illegible]. Es [illegible] an [illegible] [illegible], als die Thüre aufging, und Jungfer [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], welche die Thüre öff- nete, und sie erkannte nicht wenig, als den Knaben auf [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible] [illegible] [illegible], ob sie nicht [illegible] [illegible] ein [illegible] [illegible] in das [illegible] [illegible] oder in der Mitte des großen [illegible] [illegible] [illegible] haben? [illegible] [illegible] sie: „Nein, mein Kind, ich habe nicht genug [illegible], um nicht besser auf die Hand zu halten, ohne sie [illegible] auf die Straße zu werfen.“

„Ich habe aber ein [illegible] im [illegible] [illegible],“ sagte er dann.

„Nun gut, mein Knabe,“ entgegnete die [illegible], „ich glaube, du hast es behalten. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], die [illegible] ich und die [illegible] allein ab [illegible]. [illegible] [illegible] das [illegible] einem [illegible] [illegible]; [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] sein. [illegible] [illegible] den Eigenthümer [illegible] [illegible], so [illegible] ich es, [illegible] [illegible] zu [illegible]. Und so [illegible] die [illegible] [illegible] und sein Eigenthum [illegible]. [illegible] er [illegible] [illegible] [illegible]! [illegible]

[illegible]", sagte sie [illegible], „mit einer Stimme, die nicht [illegible] war, sein Glück begründet."

Mit von Freude [illegible] Augen verließ [illegible] das Haus und noch lange [illegible] [illegible] Worte in seinen Ohren nach; sie erweckten in seinem Geiste eine Menge Gedanken, von denen die einen [illegible] als die anderen waren. Während er einen großen [illegible] verfolgte, den ihm die gute [illegible] zum [illegible] geschenkt hatte, wurde er sich bewußt [illegible], das [illegible] [illegible] mit [illegible] und [illegible] nicht gelingt zu haben, in welchem [illegible] von Paris sich zur [illegible] befinden. Er war nämlich seinen Augenblick zweifelhaft über die Art und Weise, sein Glück zu benutzen. Noch hatte er erst einen Theil des [illegible] bekommen, welches er in [illegible] seine [illegible] bezahlen sollte, und so wußte er [illegible] suchen, seinen [illegible] so schnell als möglich zu [illegible], und [illegible] ihm die [illegible] der beste Weg. Aber es war keine Zeit zu verlieren, er wollte sich nicht noch einen [illegible] [illegible], und da er seine Schritte zu [illegible] gewesen war, so entschloß er sich in der Stadt von einem Orte zum andern zu eilen, um eine Arbeit zu suchen. Schon hatte er viele Straßen durchwandert, welche er heute zum ersten Male erblickte, und dabei nicht vergessen, fleißig die Merkwürdigkeiten [illegible]

den Läden und Schildern zu lesen, als er endlich in der Vorstadt St. Germain [illegible] folgendem [illegible] Schilde lesen [illegible]:

„Niederlage der Papierfabrik von [illegible] et Comp."

„Nun habe ich glücklich eine Fabrik gefunden," sprach er zu sich selbst; „aber eine Papierfabrik ist es. — Nun gut! — Was kümmert mich das? Vielleicht gewinnt man eben so viel mit Papier, als mit Baumwollenstoffen. Ich habe wenigstens die Papieren-Läden in der Straße St. Antoine und auf dem Boulevard angetroffen." Hiermit wollte er in den Laden treten; aber im letzten Augenblicke fiel sein Blick auf seinen [illegible] und dies hinderte ihn an der wirklichen Ausführung seines Planes. Er dachte ganz vernünftiger Weise, daß seine mit Koth bedeckten [illegible] ihm vielleicht den Eingang in den schönen Laden versperren könnten, und so eilte er schnell nach Hause, um mit seinem neuen Kleide wieder zurückzukehren. Während er seine Kleidung wechselte, benützte er die Zeit, um darüber nachzudenken, wie er sich bei dem Geschäftsherrn vorstellen sollte. Da er sich jetzt noch mit Niemanden von einer so erhabenen Stellung, wie ihm diese schien, gesprochen hatte, bekümmerte er sich ein wenig über den Empfang, der ihm vielleicht zu Theil werden möchte.

Glücklicher Weise war jedoch Jacques nicht verlegen, da er nichts gethan hatte und nichts zu thun beabsichtigte, was er nicht der ganzen Welt hätte sagen dürfen; er besaß jene Sicherheit, welche ein gutes Gewissen einem Jeglichen gibt, welchen Stand er auch sei. So trat er denn auch unerschrocken in den Laden und grüßte, das Käppchen in der Hand, tief einen dicken Herrn, welcher im Comptoir schrieb. Dann näherte sich der Knabe einem jungen Manne, der eben beschäftigt war, eine Masse Papier auf Tafeln zu ordnen, grüßte diesen ebenfalls und sprach mit lauter Stimme: „Möchten Sie mir wohl, mein Herr, für 20 oder 30 Sous Papier verkaufen?“ „Man verkauft hier nicht im Einzelnen, mein Kind,“ erwiderte der Ladendiener, indem er ihm einen kurzen Blick zuwarf und dann in seinem Geschäfte fortfuhr.

„Im Einzelnen?“ wiederholte Jacques mit einem Tone, der andeutete, er habe ihn nicht verstanden.

„Ja,“ erwiderte der Ladendiener, „wir geben das Papier nur in Ballen ab.“

„Und wie viel kostet denn ein Ballen, wenn es Ihnen beliebt?“

„Drei, vier Hundert, und auch mehr,“ entgegnete der Ladendiener mit Ruhe, während er so sprach, ohne

einem Unbekannten das Papier auf den Boulevards zu verkaufen.

„Vier Franken," sagte Jacques zu sich selbst, indem seine Seele von Schmerz erfüllt ward, „so müßte ich denn heute Abend wagen ..... vier Franken! ..... und wenn mir's nicht gelingt das Papier zu verkaufen, wovon werde ich alsdann leben? Ich werde lieber handeln, eine Schachtel mit Baumwollenbändern anschaffen, dies werden sicherlich billiger sein; aber wo werde ich eine solche finden?" —

Während der arme Knabe diesen traurigen Gedanken sich überließ, blieb er unbeweglich auf demselben Platze stehen, und der Kummer, den er empfand sich in seiner Hoffnung getäuscht zu sehen, malte sich klar auf seinen Gesichtszügen. Endlich ging er traurig nach der Thüre; bevor er sie aber erreichte, ward er von dem Herrn, den er im Vorzimmer gesehen und der ihn einige Augenblicke aufmerksam betrachtet hatte, aufgehalten.

„Warum wolltest du für 20 Sous Papier, mein Knabe; hast du so viele Briefe zu schreiben?" sagte er lächelnd.

„Geschäftshalber? Nein, mein Herr," — sprach Jacques mit bewegter Stimme, indem er sich verbeugte, „ich wollte mich dessen nicht selbst bedienen."

„Und zu welchem Zwecke wolltest du es denn?"

„Um es zu verkaufen und etwas daraus zu gewinnen," war Jaques Antwort.

„O, ich verstehe," erwiederte der starke Herr mit einer strengen Stimme, „es ist dieß so ein Mittel, um Almosen zu erbetteln."

„Almosen zu betteln?" rief Jaques aus, indem er stolz sein hübsches Köpfchen in die Höhe warf: „Ich heiße Jaques Martet und in meiner Familie ward nie um Almosen gebettelt. Und wenn es Gottes Wille wäre, daß es das ganze Jahr über kalt wäre, so würde ich mein ganzes Leben lang Kaminfeger bleiben; denn ich habe schon viele Kundschaften erlangt seit meinem sechsmonatlichen Aufenthalt in Paris." — Es gibt einen gewissen Ton, der nur grundehrlichen Seelen eigen ist, und diesen hatte Jaques angeschlagen, so jung er war, um sich gegen einen unrechtmäßigen Verdacht zu vertheidigen. Die Röthe, welche seine Wange bedeckte, das bestimmte Wort und der klare Blick, der es begleitete, rechtfertigten ihn so sehr in den Augen des Unbekannten, daß dieser mit wohlwollender Stimme fortfuhr:

„Du hoffest also mit deinem kleinen Straßenhandel deinen Lebensunterhalt zu verdienen?"

„Ohne Zweifel!" erwiederte Jaques; „ich kenne

einen Knaben, der sehr angenehm lebt, indem er mit Liedern und Baumwollblättern handelt, welche er in einer Fabrik kauft. Das Papier ist leider für mich zu theuer, da ich nur 5 Franken habe. Und alles dies darf ich nicht einmal ausgeben, indem ich einen Theil zum Leben bedarf und ferner Frau Gervais bezahlen muß," fügte er mit einem tiefen Seufzer hinzu.

„Wer ist Frau Gervais?" fragte, von Mitleiden ergriffen, der dicke Herr.

„Die Wäscherin, bei der ich wohne."

„Vielleicht ist es dir gelungen, in sechs Wochen dein Glück zu machen," sprach lächelnd der Unbekannte. Dann sich zum Ladendiener wendend, fuhr er fort: „Eduard, gib diesem Kind für 30 Sous einen halben Rieß Briefpapier zu 3 Franken. Du kannst das Heft sehr gut für einen Sous verkaufen," fügte er hinzu, indem er sich zu Jacques wandte, „so betrügst du Niemanden; und magst du es verkaufen oder nicht, komme dieser Tage wieder, mir den Gang deiner Geschäfte mitzutheilen."

Jacques dankte von ganzem Herzen dem Manne, welcher ihm so zuvorkommend zu Hülfe kam, legte seine Münze zu fünf Sous hin und verließ, nachdem er 3 Franken und 30 Centimen heraus erhalten hatte, voll Hoffnung und Freude den Laden.

Er wartete seine Rückkehr in sein Stübchen nicht ab, um zu erfahren, wieviel Hefte Papier er besäße, und, indem er sich auf den Eckstein eines benachbarten Hauses setzte, zählte er 40, welche, Stück für Stück zu einem Sous verkauft, ihm einen reinen Ertrag von 10 Sous verschafften.

Wohl mußte er all die Hefte verkaufen, um täglich diese 10 Sous zu gewinnen, aber dieser Gewinn war auch vollkommen hinreichend zur Bestreitung seiner Wohnung und Nahrung bis zum Winter. Und da er weit entfernt war, eine Mühe zu scheuen, so hoffte er, wenn er Paris nach allen Richtungen durchkreuzte, in jedem Stadtviertel ein oder zwei Kunden zu erhalten. Nach geendeter Berechnung wollte er denn auch keinen Augenblick verlieren und gab sich folglich nicht länger seinen Gedanken hin. Er stand auf, nahm ein Heft Papier in die Hand und bot es alsbald einer Dame feil, welche ihm auf dem Trottoir begegnete, indem er sie also anredete: „Dies für einen Sous aus der Fabrik von Grandin u. Comp.!" Aber die Dame, gleich acht oder zehn andern Personen, gingen an ihm vorbei, ohne ihm zu antworten, ja ohne ihn nur anzusehen, — obwohl er nicht unterließ, bei jeder jenen Satz zu wiederholen, welchen er selbst in seinem Kopfe mit der

festen Ueberzeugung zusammengefügt hatte, er müsse auf Jedermann einen günstigen Eindruck machen. Glücklicherweise hatte Jaques schon zu viele Mittel versucht, sein Brod zu verdienen, um sich schon durch den ersten fehlgeschlagenen Versuch entmuthigen zu lassen; er setzte seinen Weg fort und bot unermüdet seine Waare feil. Endlich gelangte er an ein schönes Haus, wo er einem jungen Dienstmädchen, das unter der Thüre mit einem Livree-Bedienten plauderte, auf höfliche Weise das verhängnißvolle Heft darreichte, indem er dieselbe Anrede wiederholte.

„Ist es gutes Papier?“ sagte das Mädchen, indem sie dasselbe betrachtete. „Ausgezeichnet!“ antwortete Jaques, „wenn Sie sich einmal dessen bedient haben werden, so werden Sie kein anderes mehr wünschen.“

„Ach, ich bin leider eine schlechte Kundschaft, mein Kind! aber da ich in die Heimat zu schreiben habe, so will ich den Sous daran wagen. Hier — und ich wünsche dir von Herzen, daß du dein ganzes Packet anbringen mögest.“

Jaques steckte fröhlich den Sous in die Tasche und dankte mit so vieler Wärme seiner freundlichen Abnehmerin, als hätte sie ihm den ganzen halben Ballen abgekauft. „Voran! voran!“ sprach er zu

sich selbst, während er in eine benachbarte Straße einlenkte und ein neues Heft in seine Rechte nahm; „nun ist doch wenigstens der Anfang gemacht. Eins und eins macht zwei, zwei und zwei machen vier, und so werde ich hoffentlich auch zu vierzig kommen. Ich wette, das junge Mädchen wird mir Glück bringen."

Noch war keine halbe Stunde verflossen, als er schon von zwei Vorübergehenden drei Sous für drei andere Hefte erhalten hatte. Unglücklicher Weise aber zeigte sich der übrige Theil des Tages weniger vortheilhaft. Dabei fühlte sich das arme Kind vor Ermüdung ganz erschöpft, und da es vom Morgen an nichts mehr gegessen hatte, in hohem Grade hungrig. Da auch bereits die Nacht hereinbrach, so schlug Jaques jetzt den Heimweg ein. Obgleich er bei weitem seine Rechnung nicht gefunden, ja nicht einmal das tägliche Brod gewonnen hatte, so ward er doch nicht muthlos, sondern richtete sich, wie er stets zu thun gewohnt war, mit den tröstlichen Worten auf:

„Morgen werde ich glücklicher sein."

Als er den Platz de la Sorbonne durchschritt, erblickte er eine kleine Gruppe Studenten, die beim Eingange eines Kaffeehauses ihre Cigarren rauchten. Er benützte diese Gelegenheit, einen letzten Versuch zu wagen, und näherte sich denselben, indem er sie

anging, ihm für einen Sous ein Heft Papier aus der Fabrik von Grandin und Comp. abzukaufen.

Es war noch hell genug, daß die jungen Leute den Werth der Waare beurtheilen konnten, und da der kleine Jaques inständig mit einer sanften Stimme bat, so nahm einer der Studenten ein Heft. Kaum hatte er es etwas besehen, so rief er aus: „Mein ganzes Leben lang will ich keine Cigarre mehr rauchen, wenn dieses Papier nicht weit vorzüglicher ist, als jenes, welches uns der Spitzbube von Lefevre für zwei Sous verkauft!"

„In der That, du hast Recht," fiel ein Anderer ein, nachdem er es befühlt und betrachtet hatte.

„Gib mir sechs Hefte," sprach der Erstere.

„Und mir vier," sagte ein Zweiter.

„Und mir zwei," fügte ein Dritter hinzu.

Jaques, wie man leicht glauben wird, beeilte sich, ihr unerwartetes Begehren zu befriedigen und die 12 Sous in Empfang zu nehmen. Dann, von diesem glücklichen Erfolg ermuthigt, fuhr er fort:

„Ich bin im Stande, es Ihnen stets aus derselben Fabrik zu liefern, und wenn Sie die Güte haben wollen, mir Ihre Adresse zu geben, so werde ich von Zeit zu Zeit Papier in Ihre Wohnung bringen, denn ich habe gute Füße, obgleich sie keineswegs lang sind."

„Unsere Adresse," entgegnete lachend einer der jungen Leute: „ach, du findest uns sicherer hier, als daheim; denn zwei oder drei von uns, zum Beispiel, ziehen alle 14 Tage aus." (Diese Worte erregten allgemeine Heiterkeit.) „Kehre daher zu diesem Kaffeehaus zurück, mein Kleiner, wenn du uns wiedersehen willst."

„O, ich versichere Sie, daß ich wiederkehren werde," entgegnete Jaques, indem er sich mit einem höflichen Gruße entfernte.

Es war nun zwar dem armen Knaben trotz diesem letzten glücklichen Absatz seiner Waare am ersten Tage nicht einmal gelungen, die Hälfte seines Papiervorrathes zu verkaufen, und sein Gewinn war somit sehr klein; aber er sah doch deutlich die Möglichkeit, seinen kleinen Handel fortzusetzen, und da er nicht zweifelte, sich bald neue Kunden zu verschaffen, so fühlte er sich dadurch so freudig erregt, daß er Hunger und Müdigkeit, die ihn bereits seit mehreren Stunden gequält hatten, fast ganz vergaß. Doch stellte sich die Eßlust, als er sein Dachstübchen erreicht und das Stück Brod, welches er am Morgen für sein Nachtmahl aufgehoben, erblickt hatte, rasch wieder ein, und hastig verschlang er das karge Mahl, trank zwei große Gläser Wasser, und warf sich dann, nach Verrichtung

seines Abendgebetes, angezogen, wie er war, auf seinen Spreusack, wo er alsbald in einen festen Schlaf versank. Bereits war es 7 Uhr Morgens, als er seine Augen wieder öffnete. Die Straßen waren größten Theils noch menschenleer, so daß Jaques Zeit hatte, vor Beginn seiner Handelsgeschäfte bei einem Bäcker seinen Mundvorrath einzukaufen, welcher, seit ihm die Kaminfegerarbeiten fehlten, in zwei Pfund Brod zweiter Qualität bestand. Da er ein eben so mäßiges Frühstück einnahm, als er am Abend vorher zu Nacht gespeist hatte, blieb ihm noch Muße, vor seinem Ausgehen das Geld zu zählen, welches in seinem Besitze war. In Allem fand er noch den Werth einer Münze zu 100 Sous, was ihm eine gute Vorbedeutung schien und ihn froh stimmte, als er hierauf ausging, sein Glück von Neuem zu versuchen.

Heute beschloß er, die Brücken zu überschreiten, um die schönern Stadtviertel aufzusuchen; aber er hatte allen Grund, es zu bereuen, da es 4 Uhr schlug, ohne daß er mehr als drei Hefte verkauft hatte, obgleich er die Boulevards von einem Ende zum andern durchlief. Ziemlich traurig wandte er sich hierauf nach dem Wege von St. Germain, aber auch der war ihm nicht viel günstiger; gleichwohl

ermüdete er nicht, den Vorübergehenden seine Waare anzubieten; aber erst, als er beim Gitter der Tuilerien vorbeiging, achtete eine junge Frau auf ihn, die aus dem Garten kam, und, indem sie 2 Sous aus dem Beutel zog, ihm dieselben mit folgenden Worten hinreichte:

„Hier, mein Kleiner! dein Papier behalte!“ Jaques erinnerte sich augenblicklich des dicken Herrn aus dem Comptoir und ward roth wie eine Kirsche.

„Ich begehre kein Almosen, gute Dame,“ sagte er mit ehrerbietigem Tone; „ich suche meinen Lebensunterhalt ehrlich zu verdienen. Sie sehen so gutmüthig aus, ich bitte Sie, ich bitte Sie, nehmen Sie mir diese beiden Hefte ab. Ich versichere Sie, daß sie eben soviel werth sind, als jene in den Läden der großen Kaufleute.“

Die junge Dame lächelte. „Gut, mein Kind, recht gut,“ erwiederte sie; „gib mir die zwei Sous zurück und reiche mir zwanzig Hefte.“

Mit diesen Worten tauschte sie die Münze von zwei Sous in eine von zwanzig um, nahm die zwanzig Hefte, welche Jaques sorgfältig gezählt hatte, in Empfang, und stieg dann in den Wagen, welchen ein Bedienter in diesem Augenblicke vorfahren ließ.

„Gott segne Sie,“ rief Jaques, indem er gleich

einem Vogel über den Carrousel-Platz eilte. „Sie war mir behilflich,“ fügte er bei sich hinzu, „weit mehr als zwei Sous zu verdienen, ohne aus dem Neffen des François Marlot einen Bettler zu machen. Ob es mir nun gelingt, diese zwei Hefte, welche mir noch übrig bleiben, heute noch anzubringen oder nicht, so darf ich doch nicht versäumen, mich noch vor einbrechender Nacht in der Papier-Fabrik einzufinden, um neue Waaren mitzunehmen.“

Er beschleunigte hierauf seine Schritte, da ein Gewitter am Himmel stand; aber er war kaum bis in die Universitätsstraße gekommen, als bereits dicke Tropfen fielen, und in wenig Minuten brach das Gewitter los, und dem ersten Donnerschlage folgte ein Gußregen. Jaques hatte im ersten Augenblicke seine Papierhefte unter seine Weste verborgen und flüchtete nun, um nicht durchnäßt zu werden, unter ein Einfahrtsthor, wo schon Mehrere sich untergestellt hatten. Der Regen nahm so zu, daß die Straße bald von einem förmlichen Bache durchströmt wurde. Da Jaques seine neue Weste und seine neuen Beinkleider anhatte, so kann man leicht denken, in welcher Sorge er war; denn wenn diese verdorben wurden, wie sollte er den Schaden ersetzen? Dessen ungeachtet blickte er nicht ohne Theilnahme auf diejenigen, welche

seine Unglücksgefährten unter dem Einfahrtsthore waren, obwohl diese, wie er wohl wußte, wenigstens den Trost hatten, nach der Heimkehr ihre Kleider wechseln zu können, was bei ihm nicht der Fall war. „Wäre ich allein," begann ein Herr, dessen Brust mit einem Orden geschmückt war, indem er sich zu seiner Frau und seiner Tochter wandte, „wäre ich allein, so würde mir dieses Wetter sehr gleichgültig sein; der starke Regen wird kaum lange dauern und mit meinen Stiefeln werde ich leicht durch den Schmutz kommen; aber wie ihr zu Fuß werdet heimkehren können, sehe ich nicht ein."

„Zu Fuß! O mein Vater, dieß ist sowohl für die Mutter, wie für mich mit unsern dünnen Schuhen rein unmöglich, — ohne der Kleider zu gedenken, die in dem Regen ganz zu Grunde gehen würden."

„Bis der Regen aufhört, kann freilich auf keinen Fall davon die Rede sein."

„Wenn auch der Regen aufhört, so bleiben doch die Straßen noch naß. — Wir werden wohl jedenfalls bis Abend hier aushalten müssen. Ach, mein Gott, mein Gott! welch ein unglücklicher Gedanke war es, heute diesen Besuch abstatten zu wollen."

„Es scheint mir, daß das Wetter sich bereits

etwas aufheitert," fiel die Mutter ein; und in der That fiel der Regen weniger heftig.

„Wenn das Gewitter nachläßt," fuhr der Herr fort, „so fährt vielleicht ein Fiaker vorüber, in welchen wir uns dann schnell flüchten wollen."

„Hätte die Mutter sich entschließen können, in das Kaffeehaus zu gehen," erwiederte das Mädchen, „so hätten wir einen Fiaker durch einen Kellner können herbeiholen lassen; sicherlich würde er sich nicht geweigert haben, 20 Sous zu verdienen, und uns wäre aus der Verlegenheit geholfen gewesen."

„Mit dir, mein vorlautes Kind, konnte ich unmöglich in ein Kaffeehaus eintreten, bei deinem Alter und ...." —

Jaques war nicht umsonst Zeuge dieses Gespräches gewesen. Er hatte schon lange nichts mehr durch Besorgung von Aufträgen verdient und zögerte nun keinen Augenblick, eine so gute Gelegenheit zu benützen; höflich näherte er sich den Damen und bot sich an, ihnen einen Fiaker zu holen.

„Ist der Platz sehr entfernt von hier?" fragte freundlich der vornehme Herr.

„Sei er nah oder ferne, mein Herr; ich werde von Platz zu Platz eilen, bis es mir gelingt, Ihnen einen zu verschaffen."

„Laß ihn gehen, Vater," sprach das Mädchen, „laß ihn gehen! Da er so guten Willen zeigt, so bin ich gewiß, daß er uns einen Wagen bringen wird."

„Noch regnet es aber stark, mein Freund," fügte die Mutter bei, „und es mag vielleicht auch noch lange währen."

„Der Regen wird mich nicht hindern," erwiederte Jaques.

„Nun gut denn, so eile dich," sagte der Herr, „du wirst uns hier wieder finden!"

Jaques lief so rasch von dannen, als hätte er neue Füße; aber umsonst kam er an zwei Plätze in der Nähe, welche er kannte; endlich erreichte er das Ufer der Seine, dort hoffte er wenigstens eine Droschke zu finden. Aber Alles war leer. Doch sah er an einer Thüre zwei Personen, welche einen Fiaker bezahlten, den sie zurückschickten. „Ein guter Verdienst erwartet dich," rief er dem Kutscher zu, indem er auf den freigewordenen Wagen sprang. „Nach der Universitätsstraße, nicht sehr weit von hier!"

Als die Familie unter dem Einfahrtsthore den kleinen Jaques mit glorreicher Miene, aber bis auf die Haut durchnäßt, herankommen sah, bewies ihm ein Freudenschrei, daß er nicht so bald erwartet worden sei. Vor Allen aber frohlockte das kleine Mäd-

chen, und indem sie in den Fiaker stieg, reichte sie ihm eine Geldmünze mit den Worten: — „Dieß für dich!“ —

Anfangs blieb Jaques beim Anblick der 40 Sous wie versteinert stehen, dann rief er von Freude erfüllt aus:

„Ich muß gestehen, daß mir heute das Glück günstig ist.“ — Und hiemit schüttelte er sein Käppchen, aus welchem das Wasser herabrieselte. „Wenn meine Kleider früh genug trocknen,“ fuhr er fort, „daß ich mich heute Abend noch in der Fabrik einfinden kann, so ist dieses ein ausgezeichneter Tag; aber durchnäßt, wie ich bin, wage ich nicht, dort zu erscheinen.“ —

Obgleich Frau Gervais gewöhnlich keineswegs freundlich war, so hatte sie dennoch ihre guten Augenblicke und Jaques hatte sich stets gefällig bewiesen und ihr sogar im Winter zweimal umsonst den Kamin gefegt. Dieß hatte die Wäscherin viel milder gestimmt, so daß sie ihn oftmals ansprach, wenn sie ihn im Hof vorübergehen sah, und als eines Tages das arme Kind vor Hunger und Uebermüdung sich unwohl fühlte, und sie eben einen Topf am Feuer hatte, gab sie ihm eine Tasse Fleischbrühe, was sicherlich bei ihr eine außergewöhnliche Handlung war.

Jaques, der sich erinnerte, sie am Morgen dieses Tages am Bügeltische verlassen zu haben, zweifelte nicht, ihren Rath und vielleicht sogar ihre Hülfe zu erlangen, um seine Kleider zu trocknen.

Er schlug deßhalb rasch die Straße St. Antoine ein und fand Frau Gervais im Saal zu ebener Erde. Sie hatte eben den Bügelstahl gewechselt, um ihr Geschäft zu beendigen, als sie den Kleinen in dem Hofe gewahrte und in ein schallendes Gelächter ausbrach. Durch ihre heitere Laune ermuthigt, trat Jaques in den Saal.

„Wie siehst du denn aus?“ redete sie ihn an; „hast du etwa in vollständigem Anzuge ein Bad genommen?“

Jaques erzählte ihr in wenig Worten, wie er aus Mangel an Kaminruß ein wandernder Papierhändler geworden und vom Gewitter und Regen überrascht worden sei. Dann erbat er sich ihre Meinung, wann die Kleider wieder getrocknet sein könnten.

„Nach dem Zustande zu urtheilen, in welchem deine Kleider sich befinden,“ antwortete sie, „werden sie kaum vor zwei Tagen trocken sein.“

„O mein Gott!“ rief Jaques aus, „welche Zeit verliere ich da. Ich sollte mir nothwendig noch heute Abend Papier holen, da ich fast Alles verkauft habe.“

„Du hast Alles verkauft? und um wie viel Geld?“ fragte Frau Gervais, der es vielleicht nicht unangenehm war, zu erfahren, ob der neue Erwerbszweig ihres kleinen Inwohners ihr die Bezahlung des Miethzinses sichere.

„Um 40 Sous!“

„Wirklich? wirklich, du verkaufst schon im Tage um 2 Franken, mein Knabe?“ —

„In Bälde hoffe ich es noch weiter zu bringen,“ erwiederte Jaques, durch den gesegneten Morgen zu freudiger Hoffnung ermuntert.

„Und wenn ich mein Glück mache, so werde ich Ihnen meine Wäsche bezahlen, dieß versichere ich Ihnen, Frau Gervais.“ —

Frau Gervais war, dieß sei zu ihrer Rechtfertigung gesagt, weniger gerührt über dieses Versprechen, als über die Gefühle der Dankbarkeit und Ehrlichkeit, welche dasselbe veranlaßten. —

„So höre mich! Während ich dieses Jäckchen, das letzte Stück, vollends bügle, ziehe deine Kaminfegerlumpen an und bringe mir dann deinen vollständigen Anzug; da meine Eisen noch warm sind, will ich dir Alles trocknen.“ —

„Noch für diesen Abend?“

„Ja, in einer Viertelstunde ist es geschehen.“ —

„Ach“ rief Jaques aus, „wie gut sind Sie, wie gut sind Sie! Müßte ich nicht fürchten, Sie naß zu machen, so würde ich Sie von ganzem Herzen umarmen.“

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, so war er auch schon, so zu sagen, mit einem Satze in seinem Dachstübchen. Bald kehrte er von dort zurück und brachte nicht nur die nassen Kleidungsstücke, sondern auch die zwei Hefte Papier mit, die er umsonst bemüht gewesen war zu retten.

„Was das Papier betrifft,“ sagte Frau Gervais, „hiefür weiß ich keine Hülfe; das mußt du selbst trocknen, und kannst es dann unter die guten Hefte mischen.“

„Nein, nein!“ erwiederte Jaques lebhaft, „das wäre das beste Mittel, alle meine Kundschaft zu verlieren, während ich sie täglich zu mehren hoffe.“

„Du hast wirklich nicht Unrecht, mein Kind! gute Waare erwirbt Vertrauen; gönne ich mir ein paar geröstete Kartoffeln, so nehme ich sie stets von Mutter Mathieu, da Jedermann weiß, daß sie nur gute Waare verkauft.“ —

„Damit ich mein Glück mache, ist es nöthig, daß man von mir in vielen Stadtvierteln sagt: „Kauft Euer Papier vom kleinen Jaques; denn dieser betrügt niemals.“ —

„Ganz richtig! ganz richtig!" antwortete Frau Gervais, indem sie die Wäsche ausbügelte, die sie vorher sorgfältig aufgewunden hatte.

„Es ist wahr, das sind zwei Sous Verlust," fuhr Jacques fort; „aber das ist einmal nicht zu ändern, und man kann nicht alles Glück auf einmal haben."

„Das wäre dir übrigens nicht geschehen," entgegnete die Wäscherin; „wenn du die Vorsicht gebraucht hättest, das Papier in eine Schachtel zu legen."

„In eine Schachtel!" rief Jacques aus; „glauben Sie nur, daß ich schon daran gedacht habe, aber eine solche kostet ohne Zweifel sehr viel?"

„Das ist verschieden, es gibt mancherlei Arten von Schachteln, eine, wie du sie brauchst, kannst du ungefähr für 15 Sous haben."

„Für 15 Sous," rief Jacques, indem er vor Freude aufsprang, — „Frau Gervais, meine gute Frau Gervais, wenn Sie mir eine solche verschaffen könnten! — Nehmen Sie diese 20 Sous, Sie verstehen dergleichen; Sie haben eine Ehrfurcht einflößende Gestalt, während man mich, da ich so klein bin, leicht für ein Kind halten und als solches zu betrügen suchen wird. — Wie Sie mir sagen, eine Schachtel wird mein Papier vor Regen schützen. Und

dann, mit einer Schachtel in der Hand, stellt man einen wahren Kaufmann vor."

Frau Gerould nahm die Mütze von St. Evard und versprach, noch am selben Abend sich mit seiner Angelegenheit zu beschäftigen. —

Diese für Jacques so angreifende Unterredung hatte übrigens keineswegs das rasche Bügeln gehemmt, und bald konnte unser kleiner Kaufmann in sein Kämmerlein zurückkehren. Dies geschah jedoch erst, als er Frau Gerould wohl zwanzigmal seinen herzlichen Dank wiederholt hatte. Schnell zog er hierauf seine schönen Kleider wieder an, welche eben so trocken und rein waren wie am Vorabend, und lief dann, so schnell er konnte, zur Papierniederlage. — Noch war es nicht 7 Uhr Abends, aber schon war der Laden geschlossen.

Jacques, höchst unangenehm überrascht, befragte die Thürwächterin des Hauses, wie dies komme, und erfuhr von ihr auf eine sehr ausführliche Weise, daß die Papierniederlage regelmäßig alle Samstag um 6 Uhr geschlossen und erst am Montag Morgens wieder geöffnet werde.

„Ich begreife wohl," sagte der Knabe, „daß man am Sonntag nicht verkauft; aber Samstag Abends ...."

„Bedarf denn Herr Täschet nicht auch verhältnis-mäßig einer Zeit, um die Rechnungen der verflossenen Woche zu bereinigen?“ entgegnete die alte Frau. „Es ist keine Kleinigkeit, ein großes Handlungshaus zu halten, ich weiß das sehr wohl, weil mein Sohn bei Herrn Täschet angestellt ist.“

Und bei diesen Worten erhob sie stolz den Kopf. — „Herr Täschet ist also der Herr?“ fragte Jaques, der bald bemerkte, daß die Thorwärterin zu plaudern liebte.

„Herr Täschet ist in Geschäftsverbindung mit Herrn Grandin. Während dieser die Fabrik in der Nähe von Corbeille betreibt, führt Herr Täschet die Niederlage in Paris. Bald sind es 15 Jahre, glaube ich, daß er sein Comptoir nicht verlassen hat. Auch steh' ich Ihnen gut, daß er Herz in den Stiefeln hat, d. h. am Podagra leidet. Und dies sehr natürlich; denn es ist keine kleine Mühe, ein solches Geschäft selbst zu führen. Aber es trägt auch etwas. Doch so reich Herr Täschet ist, so kann man ihn doch nicht stolz nennen; er ist wohl der beste Mann von der Welt, er begegnet mir nie, ohne mir einen guten Morgen zu wünschen, und ....“

Die gute Frau, welche den ganzen Tag über nach allem Anschein keine Gelegenheit gefunden hatte,

ihre Zunge zu üben, hätte vielleicht unsern Joseph noch lange festgehalten, wäre nicht eine Nachbarin hereingetreten, welche ihr im Vorübergehen einen Besuch abstatten wollte. Ohne Zweifel hätten sie das Gespräch mit Liebe jenem mit dem Pfarrer, guten Münchner vorgezogen, das sie zum ersten Male sah, und so verabschiedete sie Joseph mit einem freundschaftlichen Lächeln, indem sie ihm den Rath ertheilte, am Montag wieder zu kommen. — Joseph fühlte sich aber tiefe Beschämung, indem er dachte, daß er doch am Sonntag nicht genau verkauft hätte, und folglich seine Zeit verloren sei.

„Vor Allem ist es auch meine Pflicht,“ sprach er zu sich selbst, „Gott für das gefundene Glück zu danken.“ Und so fand ihn schon der frühe Morgen in der Kirche, wo er mit wahrer Herzensandacht betete und bis zum Ende des Hauptgottesdienstes verweilte. Frau Gerhard, die am Sonntag nie das Hochamt versäumte, entdeckte bald ihren kleinen Milchherrn, der hierdurch so sehr in ihrer Achtung stieg, daß sie alsbald beschloß, zu seinem Besten ein großmüthiges Opfer zu bringen. Sie besaß nämlich eine mit zwei Hälften geschlossene Schachtel. Diese schien noch neu, obgleich sie ihr bereits seit dreißig Jahren treu gedient hatte, ihren Faden, ihre Nadeln u. dgl.

[illegible]

„[illegible]“ [illegible]

„[illegible]“ [illegible]

„[illegible]“ [illegible]

„[illegible]“ [illegible]

„[illegible]“ [illegible]

„[illegible]“ [illegible]

„[illegible]“ [illegible]

[illegible]

„[illegible]" —

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

„[illegible]“

„[illegible]“

„[illegible]“

[illegible]

„[illegible]

„[illegible]

„[illegible]

„[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Herr Täßler betrachtete ihn einige Augenblicke [illegible]. „Welches Examen [illegible]?"

„Ich habe 1000 Dollars. Da ich nicht die [illegible], so begreifen Sie wohl, daß ich nicht mehr [illegible]."

„Hast du [illegible] zu [illegible], mein armer Knabe?"

„Freilich habe ich mein [illegible] ge[illegible]," erwiderte Joseph [illegible], „aber ich [illegible]."

„[illegible] Joseph," [illegible] Herr Täßler [illegible]."

„[illegible] 1000 Dollars [illegible]."

„[illegible] 1000 Dollars [illegible]."

„Ist es möglich, mein Gott, ist es möglich, daß Sie all das für mich thun!" rief Jeannot, [illegible] sich am Fenster; „Sie sind wahrhaft ein Engel, den mir der Himmel sendet!"

„Nein, mein Kind, ich bin kein Engel; aber ich liebe, denen zu helfen, die gleich Dir Muth und Geschicklichkeit besitzen." Mit diesen Worten nahm Herr [illegible] in seinem Comptoir 3 Goldstücke, legte sie in Jeannot's Hand und forderte ihn auf, noch am selben Tage einen vortheilhaften Platz aufzusuchen.

Unfähig, seine Freude anders, als durch Thränen und einzelne abgebrochene Worte auszudrücken, verließ Jeannot das Magazin und Herrn [illegible], und dieser fühlte sich glücklich in dem Bewußtsein, seine Wohlthat einem wahrhaft Würdigen zugewendet zu haben.

Man kann sich vorstellen, daß Jeannot keine Zeit verlor, und alle nöthigen Erkundigungen einzog, damit ihm ein Haus bezeichnet würde, dessen Eigenthümer gesonnen wäre, ein [illegible] unter billigem Preise zu vermiethen. Seine Bemühungen blieben jedoch während einiger Tage fruchtlos.

Die Sache war in der That durch den [illegible] Wunsch sehr erschwert, mit Frau [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] zu können. Wenn er nicht schon längst von diesem Wunsche beseelt gewesen

wäre, so hätte das tägliche [illegible] ihnen be- [illegible] müssen, [illegible] zu ihm [illegible] zu machen. Die Mutter stellte ihm vor, daß ihm das Zimmer, welches er miethen müßte, weit theurer als sein jetziges Dachstübchen zu stehen kommen würde; die Nachbarn bemerkten ihm, daß er dann genöthigt wäre, in einem Gasthofe zu essen, was ihm doppelt soviel kosten und vielleicht bei der Schädlichkeit der Nahrungs- mittel seine Gesundheit zerstören würde; mit einem Worte, die beiden Frauen ruhten nicht, [illegible] Jaumet alle Unannehmlichkeiten vorzuhalten, welche ein Wohnungswechsel verursachen müßte.

„O mein Gott!“ rief Jaumet aus, „was ich [illegible] soll ich [illegible]; ich weiß auch, daß ich kaum genöthigt bin, allein zu leben, und in meinem größeren Zimmer Sie nicht mehr alle Abende werde aufsuchen können; aber weil ich nicht vernünftig bin? Wenn ich keinen Weg in einer belebten Straße in der Mitte habe, so bin ich wohl genöthigt, einen anderen aufzusuchen.“

Jaumet hatte unter seinen Kunden die Ein- wohnerin eines sehr schönen Quartiers in der Straße St. Dominic. Bei seinen bisherigen [illegible] hatte er sich nicht zu [illegible] gemacht, da er doch glaubte, den Weg zu [illegible] ist noch von einem

alten Mann folgt, die mit Streichhölzchen und Blumen handeln. In demselben Hause wohnte auch noch ein anderer Kunde von ihm, ein Schuhflicker, welcher vergangene Woche sechs Lagen zum Schuhgebrauch geeignetes Papier bei ihm bestellt hatte, und er wollte nun nicht länger zögern, ihm dasselbe zu bringen.

Zum Thore gelangt, vermißte er zu seinem Erstaunen den kleinen Laden. Er trat deshalb in die Stube der Thorwärterin und fragte nach dem üblichen Gesammtgruß-Wunsche, was aus der alten Kastanienfrau geworden sei.

„Ach mein Gott," antwortete die Thorwärterin, „die arme Frau ist schon seit 3 Tagen todt. Gestern wurde sie begraben und übermorgen werden ihre Waaren und Zimmergeräthschaften verkauft; denn ihre einzige Erbin ist ein Dienstmädchen, die all dieses nicht brauchen kann."

„Und wer wird den Platz unter dem Thore miethen?" fragte Jannot bittend.

„Das kann ich wirklich nicht sagen; die erste Person, welche sich bewerben wird, wenn sie nur sicher ist und gut bezahlt."

„Wie viel bezahlte denn die Kastanienfrau?" fragte Jannot, dessen Herz zu pochen begann.

„40 Francken für den Platz unter dem Throne, und 30 Francken für das Zimmer, ein zolldickes Zimmer im vierten Stock."

„O Frau Pierrot," rief Jaques aus, indem er ihr um den Hals fiel, „Sie können mir einen Dienst erweisen, den ich Ihnen mein ganzes Leben nicht vergessen werde. Wenn Sie mir den Platz unter dem Throne verschaffen würden, so wäre mein Glück gemacht. Sie kennen mich, nicht wahr? Sie wissen, daß man mir vertrauen kann? Fragen Sie auch Herrn Tabbat, diesen vortrefflichen Schuhflicker, welcher so reich ist, er wird Ihnen sagen, daß ich ein ehrlicher Mensch bin. Darf ich Ihnen meine [illegible] geben? Und — sagte er ohne Athem zu holen hinzu, denn seine Gedanken drängten sich mit reißender Schnelligkeit, wie es die Wichtigkeit der Sache mit sich brachte — und ich werde gerne, wenn man es verlangt, die 40 Francken vorausbezahlen, so daß Sie also ganz beruhigt sein können."

„40 Francken," sagte die Frau „und das Zimmer?"

„Das Zimmer? — Ja, dieses ist zu theuer für mich, das begreifen Sie wohl. Man kann aber doch den Platz wahrscheinlich allein miethen?"

„Das ist schon früher öfters geschehen," entgegnete die Thorwärterin, „und bietet kein Hinderniß.

Aber ohne ein Zimmer im Hause, wie könntest du deine Waaren einschließen?

„Man wird mir vielleicht ein kleines Eck einräumen, um meinen Tisch unterzubringen; die Schachteln, die man darauf stellt, sind mit einem Schlosse versehen. Dieses Gebäude ist so groß, gewiß findet sich ein leeres Plätzchen in der Wagenburg, im Stadel, im Stalle“ ....

Frau Provost schüttelte derartig den Kopf, daß sie Jaquots Rede abschnitt. „Die Wagenburg, der Stadel, der Stall, all dies“, sagte sie, „ist an Personen vermiethet, welche nicht erlauben werden, daß man etwas hineinstelle. Darum, mein kleiner Freund, darfst du also nicht denken, es ist unmöglich.“

Bei diesen Worten ließ der arme Kleine seine Arme niedersinken, als wäre er von einem schweren Schlag getroffen und sein hübsches Gesichtchen erblaßte vor Kummer und Entmuthigung. Frau Provost vermochte nicht, ihn ohne Rührung zu betrachten. Obgleich sie ihn erst seit einigen Monaten kannte, hatte er doch bei verschiedenen Gelegenheiten so sehr ihr Wohlgefallen erregt, daß der kleine Kaufmann bereits sehr in ihren Gnaden stand. Sie gab deshalb ungern den Gedanken auf, daß sich der Kleine in diesem Hause niederließe. Da er immer noch unbeweglich dabei

blieb, fuhr sie nach einer kurzen Ueberlegung fort: „Vielleicht gibt es noch ein Mittel, welches die Ausführung deines Wunsches ermöglicht;" — und als sie Jacques auf sie gerichtete Augen und seinen geöffneten Mund erblickte, als wolle er die Worte verschlingen, die sie im Begriff stand auszusprechen, fügte sie hinzu. „Im kleinen Saale, der hinter meinem Zimmer ist, wo ich koche, könnten wir wohl am Abend einen Tisch unterbringen, wenn er nicht zu groß ist."

„Er ist ja noch gar nicht gekauft!" — fiel Jacques ein, einen Blick voll Entzücken auf sie heftend, indeß seine Wangen sich wieder völlig färbten.

„Wenn Sie die Güte haben wollen, dieß für mich zu thun, so wollen wir das Maß nehmen."

„Ganz gut; aber vor Allem müssen wir erst noch wissen, ob der Herr gesonnen ist, diesen Platz unter dem Thore weiter zu vermiethen; ich habe für nichts gut, mein Kind."

„Wenn auch nicht, wenn auch nicht," rief der Knabe aus, indem er die Hände der Thürhüterin ergriff und sie innig küßte; meine Dankbarkeit gegen Sie wird dieselbe sein und Gott wird Sie, wenn es auch nicht gelingt, dafür nicht weniger belohnen; denn wenn ich meinen Wunsch auch nicht erreiche, so

weiß Er doch, daß es Ihre Absicht war, mir behülflich zu sein.“ —

Was ihm Frau Provost weiter erzählte, erhöhte noch seinen Wunsch, sich hier niederlassen zu können; denn Alles zeugte für die ausgezeichnete Lage des Platzes. Nicht allein hatte die Verstorbene dort gute Geschäfte gemacht; ein anderer angehender Kaufmann, der mit seidenen Bändern handelte, hatte auch auf diesem Platze so viel gewonnen, um einen eigenen Laden zu beziehen. Jaques unterließ nicht, Frau Gervais und Gertrud von seiner Freude, seinen Hoffnungen, seinem Bangen zu unterrichten. Da in Aussicht stand, daß er sich nicht von ihnen trennen müsse, und sein Plan war in ihrem Hause zu bleiben, so nahmen Mutter und Tochter lebhaften Antheil an Allem, was er ihnen mittheilte; ihr lebhafter Wunsch ging dahin, daß es ihm gelingen möge, sich in der Straße St. Antoine niederzulassen.

In der Erwartung, was der kommende Tag bringen werde, schlossen sich Jaques Augen erst sehr spät, was sonst in der Regel nicht der Fall bei ihm war. — Eine Masse Ideen für die Zukunft, eine Masse Erinnerungen aus der Vergangenheit durchkreuzten seinen jugendlichen Kopf. Im Geiste sah er sich wieder in Paris als armes Waisenkind an-

kommen, ohne Schutz und ohne Brod. Aus der Fülle seines Herzens dankte er Gott, der ihn so gnädig beschirmt hatte, und segnete alle jene, welche ihm beigestanden und ihm zu Hülfe gekommen waren.

„Dennoch,“ so sprach er zu sich, „behauptet man, daß es in dieser Welt viele böse Menschen gebe; so muß ich denn viel Glück gehabt haben, denn bisher sind mir nur gute Menschen begegnet.“ —

Mit diesen süßen Gedanken schlief endlich Jaques ein. Er hatte in seinem kindlichen Gemüthe nicht daran gedacht, daß er selbst gut sei und daß unser Wohlwollen für die Nebenmenschen auch ihr Wohlwollen auf uns lenket.

Am folgenden Morgen als eine große Anzahl der Bewohner von Paris noch kaum erwacht waren, lief Jaques schon zu Frau Provost, deren frohe Miene ihm augenblicklich verkündete, daß seine Angelegenheit gut stehe. „Nun wohl,“ redete sie ihn an, „deine Sache ist in Ordnung, das Zimmer ist bereits seit gestern Abends vermiethet und du kannst dich unter dem Thore niederlassen, wenn du alle drei Monate zwanzig Franken erlegest. Höre, ich bin für dich gut gestanden; denke daran, daß dein löbliches Betragen......

Man kann sich leicht vorstellen mit wie viel Be-

theuerungen und Danksagungen Jaques das Gespräch von Frau Provost unterbrach. Sobald es ihr möglich wurde, seinen Dankeserguß zu mäßigen, zeigte sie ihm den Platz hinter der Küche, wo er seinen kleinen Tisch hinstellen könnte.

Dank den Bemühungen von Frau Gervais und Gertrude, welche ihn auf jede Weise unterstützten, waren alle nöthigen Vorbereitungen zur Eröffnung seines Geschäftes in kurzer Zeit getroffen. Und nun war der glückliche Augenblick gekommen, wo Jaques, von Kopf bis zu Fuß neu gekleidet, an seinem Tische saß, auf welchem Papier von jeglicher Größe, Federn, Bleistift und Oblaten ausgebreitet lagen. Alle Abend sechs Uhr und im Winter noch früher trug er seine Waaren in die Wohnung der Frau Provost. Wann dieß geschehen, eilte er in seine Behausung und nahm mit seinen zwei Freundinnen der Vorstadt das Abendessen ein.

Noch waren nicht sechs Monate verflossen, als der kleine Kaufmann schon eine große Anzahl der Inwohner des Stadtviertels mit Papier versah. Diesen günstigen Erfolg verdankte Jaques wahrscheinlich dem Umstande, daß er, indem er nach und nach immer mehr lernte seine Waaren gut zu wählen, sich bald in der ganzen Nachbarschaft den Ruf erwarb, nie

etwas Schlechtes zu verkaufen und niemals seine Kunden zu betrügen.

Sein erhöhter Gewinn veranlaßte ihn übrigens nicht, seine Ausgaben sehr zu steigern. Das Elend stand ihm noch zu nahe, als daß er nicht daran gedacht hätte, er könnte wieder in dasselbe zurück fallen. Die Kosten ausgenommen, welche seine stets reinliche Kleidung veranlaßte und die etwas erhöhte Bezahlung an Frau Gervais für sein tägliches Essen, wodurch alle drei in den Stand gesetzt wurden, etwas besser zu leben, ward alles Uebrige bei Seite gelegt, ohne daß Jaques jemals daran dachte, auch nur einen Sous für sein Vergnügen auszugeben. Dieß war aber weit entfernt seinem Glücke etwas zu benehmen, und vielleicht war Niemand in ganz Paris so glücklich, wie er. Da er die theuern und käuflichen Vergnügen nicht kannte, so gewährte ihm fast Alles Freude und Vergnügen: ein Kauflustiger der sich seinem Laden näherte, die Gespräche mit den Nachbarn und Inwohnern des Hauses, und schon der Anblick allein des regen Lebens der Straße St. Antoine waren hinreichend, seine Heiterkeit von Morgens bis Abends zu erhalten.

Einer seiner Kunden, welcher ein Lesekabinet hielt und ganz nahe bei seinem Thorwege war, lieh ihm von Zeit zu Zeit Bücher. In den freien Augenblicken

seines kleinen Kaufmannslebens las Jaques in denselben und schöpfte daraus nicht nur Unterhaltung, sondern vermehrte auch dadurch seine Kenntnisse und lernte viele Dinge, die ihm für das ganze Leben nützlich waren.

Aber die Freude, welche für ihn alle anderen weit überstieg, war jene, zweimal in der Woche Herrn Düflot zu sehen, wann er neues Papier in Empfang nahm. Die Pünktlichkeit, mit welcher er alle Monate dasjenige bezahlte, welches er bereits verkauft hatte, und die schnelle Zurückerstattung der ihm für seine Niederlassung geliehenen 100 Franken, all dieß bewies dem wackern Kaufmann immer mehr die Ehrenhaftigkeit seines jungen Schützlings, so daß er ihn mit jedem Tage lieber gewann und mit ihm wie ein Vater zu seinem Sohne sprach.

Frau Gervais hingegen war nicht immer der besten Laune; aber Gertrudens heiterer Sinn wußte dieses auszugleichen. Das mürrische Wesen ihrer Mutter hinderte sie nicht munter zu sein und fröhlich bei ihrer Arbeit zu singen, und wenn dann Jaques Mittags nach Hause kam, so erhöhte sein Frohsinn noch den ihrigen, und die Stunde des Mittagsmahls ging ihnen auf vergnügte Weise vorüber.

Abends machte Jaques gewöhnlich noch einen klei-

nen Gang, bald um eine der Fabriken zu besuchen und für neuen Vorrath zu sorgen, bald nur um sich durch einen Spaziergang zu vergnügen, sowohl auf den Boulevards, als in den Straßen der großen Stadt. „Und das kann ich nun," sprach er oftmals zu sich, „ohne genöthigt zu sein, einen größern Weg zurück zu legen, als mir beliebt, und ohne die Vorübergehenden aufhalten oder denselben nachlaufen zu müssen, um ein Stück Brod für das Nachtessen zu gewinnen." Dieser Gedanke an die eingetretene Wendung seiner Verhältnisse machte ihn so glücklich, daß er wohl stets mit seiner Lage zufrieden gewesen wäre. Aber wie schon Viele durch Ordnung und gutes Betragen zu einem bedeutenden Vermögen gekommen sind, und den täglich zurückgelegten Nothpfenning zu einer großen Summe haben anwachsen sehen; so fand sich auch Jaques, nachdem er sechs Jahre unter dem Einfahrtsthore eines Hauses der Straße St. Antoine zugebracht hatte, bereits im Besitze von einigen tausend Franken, mit denen er nun auf den Rath des Herrn Düflot einen eigenen Laden sich einrichtete.

Während dieser sechs Jahre hatte sich Gertrude an einen jungen bei der Eisenbahn angestellten Mann verheirathet, wobei sie jedoch fortfuhr, ihr Geschäft als Wäscherin zu betreiben: Frau Gervais aber war be-

reits gestorben, so daß Jaques, ohne fürchten zu müssen für einen Undankbaren zu gelten, eine Wohnung in dem Hause der Frau Provost hatte beziehen können.

Im ganzen Stadtviertel bekannt, miethete er auf dem Boulevard einen hübschen Laden, und richtete denselben mit eben so viel Geschmack, als reichlicher Auswahl ein, so daß er bald der beliebteste Papierhändler in diesem Theile von Paris ward. Nun erst erlaubte er sich auch, mit Mäßigkeit die Früchte seiner Mühe zu genießen und Einiges darauf zu verwenden, um ein angenehmeres und behaglicheres Leben zu führen. Jetzt, als sein Glücksstand gesichert schien, schrieb er seinem Onkel, und indem er ihm für alle in der Jugend empfangenen Wohlthaten dankte, bot er ihm zugleich seine Dienste an, wenn er derselben bedürfte.

Aber er bekam keine Antwort und auf seine eingezogenen Erkundigungen erfuhr er zu seinem großen Leidwesen, daß sein Onkel schon vor einiger Zeit gestorben sei. — Jaques war acht und zwanzig Jahre alt, als Herr Düflot, bei dem er alle Sonntage zu Mittag speis'te, erklärte, daß er den Entschluß gefaßt habe, sich von den Geschäften zurückziehen und die übrige Zeit seines Lebens in Ruhe hinzubringen.

Seinen Antheil an der Fabrik Grandin u. Comp.

wollte er um einen billigen Preis an Jaques verkaufen. Der Handel war bald geschlossen und nicht lange nachher verehelichte sich Jaques, der jetzt eine Familie reichlich ernähren konnte, mit einem jungen braven, wenn gleich armen Mädchen. Gott aber segnete auch ferner sein Geschäft und Jaques Marlot ist gegenwärtig einer der reichsten Kaufherrn in Paris. Noch oftmals denkt er an seine Kindheit, an den Weg, den er zurücklegen mußte, um zu seinem gegenwärtigen Glücke zu gelangen und besonders erinnert er sich gerne des Tages, wo er die Münze von 100 Sous gefunden hatte. Auch läßt er diesen Tag nie vorübergehen, ohne zwanzig Fünffrankenstücke an den Pfarrer seines Kirchspiels zu schicken, mit der Bitte, sie unter die dürftigsten und bravsten Knaben seines Sprengels zu vertheilen, und dieselben dabei in eindringender Weise zur Arbeitsamkeit, Sparsamkeit und festem Gottvertrauen zu ermahnen.

II.

Das mitternächtliche Glockengeläute.

In der schauerlichen Mitternachtsstunde rollte ein schwer bepackter Reisewagen langsam eine italienische Landstraße entlang, als plötzlich der feierliche Ruf einer Glocke ertönte, welcher die Reisegesellschaft vom leichten Schlummer erweckte, in den sie, ermüdet von der Hitze und den vielen Sehenswürdigkeiten des verflossenen Tages, gesunken war.

„Woher tönt dieser feierliche Klang?“ fragte eine junge Dame, als sie ihre Augen aufschlug und erstaunt horchte.

„Droben auf der Felsenspitze“ — erwiederte der gegenübersitzende ältliche Herr, — „liegt ein altes Franziskanerkloster; Sie können es in diesem Augenblicke vom matten Schein des Mondes beleuchtet sehen. Die gottesfürchtigen Mönche pflegen daselbst regelmäßig Nachts um die zwölfte Stunde die Glocke

zu läuten, ehe sie sich alle zum gemeinschaftlichen Gebete im Chore versammeln. O, die Mönche halten sehr viel auf das mitternächtliche Geläute, wovon ich folgenden sprechenden Beweis zu geben vermag. Als zu Pavia die Cholera wüthete, hatten sich die Mitglieder des Franziskanerordens so sehr durch Selbstverläugnung und thätige Nächstenliebe ausgezeichnet, daß sie nach geendeter Schreckenszeit aufgefordert wurden, sich eine Belohnung auszubitten. Welcher Wunsch — glauben Sie — mag es wohl gewesen sein, den sie ausdrückten? Etwa, daß ihr Garten erweitert, oder ihr Kloster vergrößert werde? Doch nein! von all dem verlautete nichts. Die frommen Mönche begnügten sich, um die Erlaubniß nachzusuchen, künftighin wie ehemals um Mitternacht läuten zu dürfen."

Die Gesellschaft gab ihre Verwunderung über diese seltsame Bitte zu erkennen, und besprach sich darüber, warum wohl die Mönche dieses mitternächtliche Geläute so hoch hielten. Da sagte ein pensionirter Oberst, nachdem man sich in verschiedenem Meinungsaustausche erschöpft hatte:

„Vielleicht bin ich im Stande, durch die Erzählung einer wahren Begebenheit Ihnen die geheimnißvolle Sache klar zu machen."

Alles bat nun den Oberst, seine Geschichte zu erzählen und dieser begann:

„Was ich mitzutheilen habe, ist mit kurzen Worten Folgendes. Ein Soldat, der viele Jahre in meinem Regimente gedient hat, verschaffte sich manch kleinen Nebenerwerb, indem er als Hornist da und dort in Gasthäusern aufspielte. Es war ein lebenslustiger Bursche und die fröhlichen Gesellschaften, bei denen er sein Talent ausübte, verscheuchten noch vollends jeden ernsten Gedanken. Eines Tages hatte er seinen Urlaub benützt, um im Orchester des Theaters zu Reggio mitzuwirken. Nach der Vorstellung schlug er den Weg zu seiner Kaserne ein — als plötzlich in Mitte der schweigsamen, sternenhellen Nacht feierliches Glockengeläute erschallte, das tief im Innern seines Herzens wiederklang.

Betroffen blieb der junge Soldat stehen und indem sein Ohr horchte, regten sich in seiner Seele ernste Gedanken: „Ja, das ist das mitternächtliche Klostergeläute! Während die Weltkinder, froh erregt, ja oft betäubt vom Vergnügen heimkehren, verlassen die Mönche, welche sich kaum der Ruhe hingegeben haben, schon wieder ihr hartes Strohlager, um dem Allerhöchsten ihre Ehrfurcht durch inbrünstige Gebete und begeisterte Lobgesänge darzubringen."

Diese Gedanken verfolgten den jungen Soldaten auf seinem ganzen Wege, und er verglich sein eigenes Leben mit jenem, das die frommen Mönche führten. Schlaflos brachte er den Rest der Nacht hin, indem er immer noch die Glockentöne zu vernehmen wähnte, durch die sein Gewissen tief erschüttert worden war; immer lebhafter schwebte seinem Geiste die Vergänglichkeit des Erdenlebens, sowie die Freude im Himmel über einen reumüthigen Sünder vor, und er beschloß, von Stund an ein anderer Mensch zu werden.

Am folgenden Morgen erzählte er einigen seiner Kameraden, welche große Veränderung sich mit ihm zugetragen habe. Diese spöttelten zwar über ihn, aber er ließ sich in dem ernstlich gefaßten Vorsatze nicht irre machen, ein neues, besseres Leben zu beginnen.

Schon nach zwei Jahren, als seine Dienstzeit abgelaufen war, suchte er, statt seines heimatlichen Dorfes, die Pforte des einsamen Franziskanerklosters auf und pochte an dieselbe, um Einlaß bittend, was ihm auch mit Freuden gewährt wurde.

So oft nun der ehemalige Soldat, jetzt in ein härene Kutte gehüllt, das nächtliche Glockengeläute vernahm, oder wohl auch selbst den Strang zog, erglühte seine Seele von Dankbarkeit. Ihm und den übrigen Mönchen erschien fortan der feierliche Klang

der Mitternachtsglocke nicht mehr als ein gewöhnlicher, sondern als ein mahnender Ruf von oben, die Irrenden auf den rechten Weg zurückzuleiten. Und wenn sie dann im Chore sich zum Gebet vereinigten, flehten sie, Gott möge ihre vom rechten Pfade gewichenen Brüder zum Guten zurückführen, gleich einem Hirten, der durch den Klang der Schalmei wieder die verirrten Schafe zur Heerde versammelt.“ —

Der Oberst schwieg und die sämmtliche Gesellschaft fühlte sich von der einfachen Erzählung ergriffen. Vielleicht hat Mancher von derselben in Zukunft aus dem mitternächtlichen Glockengeläute eines Klosters auch einen Mahnruf an die eigene Seele vernommen!

III.

Ein Besuch im Kloster Niederschönfeld.

An einem sonnigen milden Herbstmorgen wanderten zwei Freundinnen gemeinsam zu dem alterthümlichen Kloster Niederschönfeld, das freundlich in einer grünen, von Bächen durchkreuzten Ebene liegt und aus dessen Fenstern man nicht nur die Stadt Augsburg, sondern auch in weiter Ferne die bläuliche Gebirgskette überschaut.

Sobald die Klosterpforte erreicht war, ergriff die ältere Dame das kleine hölzerne Kreuz, welches als Griff des Glockenzuges diente, und läutete ein paar Mal sachte an. Sogleich bewillkommte eine alte Klosterschwester freundlich die Ankömmlinge und geleitete sie in's Sprachzimmer, wo die hochwürdige Oberin Adelheid, gekleidet in einen langen weißwollenen Habit, sich befand. Ihr ganzes Wesen war Ehrfurcht gebietend und trotz ihrer vorgerückten

Jahre — sie hatte zu München am Feste Mariä Himmelfahrt 1780 das Licht der Welt erblickt — strahlte ihr Angesicht von jener so gewinnenden Freundlichkeit, welche nur die wahre Menschenliebe verleiht.

„Vergeben Sie, hochverehrte Frau Mutter, daß ich heute meine Freundin Amalie in Ihr stilles Kloster führe; aber als diese meine Absicht, Sie zu besuchen erfuhr, bat sie mich so herzlich, sie mitzunehmen, daß ich ihren Wunsch nicht unerfüllt lassen konnte.“

Mit diesen Worten führte die Dame ihre Freundin ein, packte eine Flasche mit rothem Weine aus und reichte sie der alten Klosterfrau, indem sie sprach:

„Nehmen Sie diese kleine Stärkung freundlich auf; sie wird Ihrem durch vieles Fasten sehr geschwächten Magen als wohlthätige Arznei dienen.“ —

„Gott segne Ihr Liebeswerk!“ antwortete die alte Oberin, indem sie die Dame mit ihren blauen Augen freundlich und dankbar anblickte und auch deren Begleiterin begrüßte.

„Nun möchte ich eine Bitte an Sie richten,“ — hob Amalie an. „Wollten sie uns nicht Einiges aus Ihrem Leben und von dem Kloster mittheilen? — Welch große Freude würden Sie uns dadurch bereiten!“

„Gerne will ich Ihrem Wunsche nachkommen," erwiederte die Oberin. „Aber vorher möchte ich noch das Marienbild in unserer trauten Kapelle mit frischen Blumen schmücken, da ich eben zuvor den welken Strauß hinweg nahm und es meinem Herzen wehe thut, das Bildniß der lieben Mutter Gottes länger ohne jegliche Zierde zu wissen. Wollen Sie sich einstweilen in den Klostergarten begeben, ich werde Sie dort bald wieder auffinden."

Die beiden Freundinnen gingen in den großen, wohl angebauten Garten, den sie noch reichlich mit Herbstblumen geschmückt fanden. Neben den duftenden Monatrosen schauten noch einige zum zweiten Male blühende Veilchen aus dem dunklen Laube so freundlich grüßend heraus, als wollten sie Alle, die sich ihnen nahten, auffordern, auch im Herbste den frohen Frühlingssinn zu bewahren. An den mannigfachen Buschnelken, Glockenblumen und Wicken vorübergehend, fanden sie in einem Beete Vergißmeinnicht, Gottesauge und Blutstropfen vereinigt. Diese drei Blumen schienen ihnen leise zuzuflüstern: „Vergiß nicht das Auge Gottes und die vielen Blutstropfen, welche unser lieber Heiland für die Erlösung des sündhaften Menschengeschlechtes vergossen hat!"

Hierauf bewunderten sie die mannigfach gefärbten

Astern, in deren Mitte sich einige Todtenblumen erhoben, die auf sie einen gar traurigen Eindruck machten; denn wie oft hatten die Damen im einsamen Friedhofe ein eisernes Kreuz von diesen dürren Blumen umwunden gesehen! Nicht weit von diesem Beete blühte eine majestätisch in sammtartigen Purpur gekleidete Dahlie, zu deren Füßen eine kleine Reseda bescheiden duftete.

Rasch war bei diesen Betrachtungen den beiden Damen die Zeit vergangen. Jetzt kam die ehrwürdige Frau Mutter aus der Kirche und lud sie ein, in der Laube Platz zu nehmen. Dort begann sie ihre Erzählung:

„Mehrere Jahre meiner Kindheit verbrachte ich im Ursulinerkloster zu Neuburg an der Donau. Da ich dort so mütterlich liebevoll behandelt wurde, erwachte schon damals in mir der Wunsch: „Könnte ich doch immer hier bleiben!“ Aber schon als neunjähriges Mädchen mußte ich von diesem lieben Orte scheiden und nach München zurückkehren, wo ich in der Musik ausgebildet wurde. Obgleich ich damals in der Residenzstadt wohnte, was für Manche so anziehend erscheint, beschäftigten mich dennoch Gedanken ganz anderer Art; denn ich empfand eine tiefe Klostersehnsucht, welche von Tag zu Tag mein Herz immer mehr von der Welt abzog.

Als ich das sechzehnte Jahr erreicht hatte, eröffnete ich meinen Eltern diesen innigsten Wunsch meines Herzens: mein ganzes Leben dem Dienste Gottes in einem Kloster zu weihen. — Obgleich die Erfüllung meiner Bitte ihnen sehr schwer fiel, gewährten sie dieselbe doch mit Thränen im Auge.

So geschah es, daß ich in dieses Kloster Niederschönfeld eintrat, wo ich als Violinspielerin, Organistin und Sängerin verwendet wurde und mich in dem Gedanken beseligt fand, daß die Engel im Himmel ihren Lobgesang mit meiner armseligen Musik vereinigten.

Ich theilte mit diesem Kloster die frohen, wie trüben Zeiten, welche Gott ihm beschied. Als ich das Ordenskleid erhielt, war es reich und alle Zellen waren von gottgeweihten Jungfrauen bewohnt. Später aber kamen die Schreckfälle des Krieges, wie jener schmerzliche Tag, wo die Aufhebung der Klöster verkündet ward. Diese Gelegenheit benützten leider Viele, um dasselbe zu verlassen, und sich wieder in die Gefahren der Welt zu stürzen, denen sie so glücklich entronnen waren. Doch ich dachte: nicht den Menschen, sondern Gott habe ich mein Gelübde abgelegt; Menschen können es nicht lösen! Und so dachte auch meine selige Oberin und einige Mitschwestern. Wir

verlassen diese gottgeweihten Räume nicht mehr zu be-schließen entschlossen, bis der Tod mich in ein besseres Jenseits abrufen würde. Nach und nach starben alle dahin! Auch jetzt schien es mir aber unmöglich, dieses stille Kloster zu verlassen, wo ich die schönsten Jahre meines Lebens zugebracht, von meiner seligen Frau Oberin so viele Beweise der Güte, von meinen Mit-schwestern so viele Liebe empfangen hatte; zu scheiden von diesem schönen Garten, in welchem wir allemals beim Blumenbegießen fromme Lieder zum guten Him-melvater empor sandten, dessen Allmacht und Liebe ich in jeder Blume abgebildet sah. Wie hätte ich mich entschließen können, der trauten Zelle Lebewohl zu sagen, wie dem alten, großen Kruzifix im Gange, vor dem ich oft in bangen Stunden gekniet und Trost gefunden hatte! Wenn meine Seele von Leiden nieder-gebeugt war, so betrachtete ich es und sah im Geiste unsern lieben Heiland, der uns Allen zuruft: „Wer mein Jünger sein will, der nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach!" War hingegen meine Seele freudig gestimmt, dann erregte der Anblick des Kru-zifixes Gefühle erhöhter Dankbarkeit in mir; denn es stellt ja unsern göttlichen Erlöser dar, dessen Ver-söhnungstod die geschlossene Himmelspforte wieder öffnete. Und nimmer hätte ich mich von der freund-

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

„[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] Jüngling. Wir [illegible] das [illegible] [illegible] in die enge Kammer, wo wir das [illegible] Mädchen, auf Stroh [illegible], [illegible] einer [illegible] [illegible] [illegible].

Neben dem [illegible] Lager [illegible] ein [illegible] [illegible]; auf [illegible] lag ein [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Mädchen [illegible] [illegible].

[illegible] [illegible] [illegible] Mädchen, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] mit Herz und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]?

„Liegt ihr schon lange darnieder?“ fragte ich das [illegible] Mädchen.

„Es sind schon einige Monate; aber [illegible] [illegible] [illegible]. Meine Freundin und auch der hochwürdige Herr Pfarrer haben mich [illegible]

[illegible]. Denn war auch eine [illegible] [illegible] [illegible], mir [illegible] Bücher zu lesen, [illegible] [illegible] Erzählungen, Betrachtungen und Gebete [illegible]."

Nach einer kleinen Pause fuhr sie fort:

„[illegible] mir [illegible] [illegible], daß ich schon so lange nicht mehr ins Gotteshaus gekommen bin; aber auch heute entschädigt mich der liebe Heiland in seiner Barmherzigkeit, da er mich [illegible] die heiligen Sakramente in dieser armen Hütte [illegible], um in mein Herz einzukehren."

Während ich [illegible] mit der armen Kranken sprach, welche mir mit [illegible] Worten mitteilte, daß sie sich beim [illegible] Gottes [illegible] glücklich fühle und ihre [illegible] und Armut ganz vergesse, entging mir nicht, daß die Augen des [illegible] Mädchens [illegible] auf mich gerichtet blieben, als wollte sie mir einen Wunsch ausdrücken, den sie noch zu schüchtern war, mit Worten auszusprechen.

In diesem Augenblicke trat eine Nachbarin in die Stube, die ich kannte und durch deren [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].

Ihr Mann, ein Tagelöhner, hatte sich [illegible] dem Trunke ergeben, und an diesem einzigen Laster [illegible] sie [illegible] zur Kammer; denn er [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] einer [illegible]

wegen des [illegible] geschickt. Seine Mutter ist dadurch [illegible] und hat sich den schönsten Schatz ihres Glücks bewahrt. Durch den eigenen Ge- [illegible] [illegible] [illegible] die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Gleich dem [illegible], welcher kräftiger seine Zweige treibt, nachdem er im Frühlinge durch die Hand des Gärtners mancher [illegible] beraubt worden ist, und um so herrlicher grünt und kräftige Früchte trägt: — so entfaltete sich auch die Seele dieses ergebenen Mädchens immer mehr in der höheren Vollkommenheit, und kam zu Tage, [illegible] [illegible] die [illegible] [illegible] nach Ostern und [illegible] [illegible] in Wort und in Werken der Nächstenliebe.

Auch jetzt wieder dachte sie nur an Andere, in- dem sie zu mir sprach:

„Ich möchte gerne eine Bitte an Sie richten, welche die armen Familien hier betrifft. Es peinigt sie oft der Gedanke, ihren armen Eltern zur Last zu fallen und sie hat den sehnlichsten Wunsch, sich nach ihren geringen Kräften nützlich zu machen. In einer Ecke kam ihr der Gedanke, nähen und flicken zu lernen, um auf diese Weise auch etwas für die Ihrigen und die vielen kleinen Geschwister zu ver- dienen.“

Sie schwieg, und ich wandte mich nach einigem Nachdenken zu [illegible], indem ich sprach:

„Dein Wunsch ist ganz sehr löblich; doch ich sehe nicht ein, wie der Plan ausgeführt werden könnte. Im Dorfe ist keine geschickte [illegible], und die Zimmermannschen [illegible], die dafür sehr geeignet wäre, wohnen drei Viertelstunden von hier entfernt; wie sollten sie [illegible] zusammenkommen? Ferner müßte sich Jemand finden, der die Aufsicht übernimmt. Aber verzage deshalb nicht! Wenn es wirklich Gottes Wille ist, dann wird Er auch die nöthigen Mittel dazu verschaffen."

Unvergeßlich bleibt mir der [illegible] und der ergebene Ausdruck der frommen Dulderin.

Wir baten nun die beiden Mädchen, uns ein Lied vorzusingen. Gerne willfahrten sie unserer Bitte, indem sie folgendes [illegible] sangen:

„[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]!

„[illegible]
In dem [illegible],
Wo die [illegible]
Wird [illegible] uns.

„Heiland, bringe wieder
Mit dem Himmelsbrote
In die Herzen Frieden,
Schenk' ihn uns und dem!“

Nun schlug es sechs Uhr und es war hohe Zeit, von den beiden frommen Mädchen zu scheiden. Ihr einfacher Gesang hatte mir mehr Freude gemacht, als ich ehemals beim Anhören eines großen, meisterhaft durchgeführten Konzertes empfunden hatte.

Mit viel heiterem Sinne legten wir hierauf den Heimweg zurück; denn der Besuch bei den beiden Dulderinnen hatte meine Seele wie ein frommes Andachtsbuch erbaut und geklärt. —

Ich war so glücklich, Karolinens Wunsch erfüllen zu können. Schon in der folgenden Woche hielt ein Wäglein vor dem bereits beschriebenen Hause. Kaum hatte Karoline das ungewohnte Rollen des Wagens vernommen, so pochte ihr Herz in freudiger Ahnung, und bald trat zu ihr ein Unbekannter ein, der sie aufforderte, ihre wenigen Habseligkeiten zusammen zu packen, denn der Wagen harre ihrer, um sie zu der guten Zimmermannsfrau zu bringen, wenn ihre Eltern damit einverstanden seien.

Diese Einwilligung erfolgte mit Freuden. Von den Segenswünschen aller Zurückbleibenden begleitet,

verließ das hoffnungsvolle Mädchen ihre stille, heimatliche Hütte, in die sie sich schon im Geiste als geschickte Näherin zurückkommen sah.

Karoline fühlte sich seelenvergnügt, obgleich ihr jeder Stoß des Wagens auf dem rauhen Wege nicht geringe Schmerzen verursachte.

Der Wagen hielt vor einem freundlichen, mit blühenden Blumenstöcken verzierten Häuschen, wo sie vom Zimmermann Bertram und seiner gutmüthigen Frau auf das Herzlichste aufgenommen ward. Sogleich näherte sich ihr die kleine Marie, die ihre Schlafkameradin werden sollte und lächelte ihr aus den großen, schwarzen Augen freundlich und treuherzig entgegen.

Karoline fühlte sich unter diesen guten Leuten gleich heimisch und konnte sich nicht genug über das geräumige Zimmer und den sauber gescheuerten Boden wundern; denn leider war in ihrer Familie die Reinlichkeit nicht zu Hause. Es mochte in der Zeit der guten Frau Materna mehr Mühe kosten, dem armen Mädchen Ordnungssinn einzupflanzen, als sie in den weiblichen Handarbeiten zu unterrichten, wozu Karoline viel Fleiß und Geschicklichkeit zeigte.

Der Winter war herangekommen und mit diesem bald der Lichtpunkt desselben — das hochheilige Weih-

nachtsfest, welches das Herz eines jeden Christen mit süßer Freude und Dankbarkeit erfüllt.

Ehe sich in der heiligen Nacht das fromme Ehepaar zur Mette begab, welcher die kränkliche Karoline nur geistiger Weise beiwohnen konnte, fand eine kleine Familienbescherung statt, bei welcher die arme Hausgenossin keineswegs vergessen ward.

Zu Mitte des Zimmers glänzte ein Bäumchen und neben einigen kleinen Spielsachen für Marie lag für Karolinen eine kattunene Schürze und ein Paar Strohschuhe, die der geschickte Zimmermann selbst verfertigt hatte. Diese Ueberraschung entlockte dem armen, bescheidenen Mädchen Freudenthränen. —

Bei den raschen Fortschritten, die Karoline in Erlernung der weiblichen Handarbeiten machte, schlug die Trennungsstunde aus dem ihr so lieb gewordenen Familienkreise eher, als sie gedacht hatte. Schwer fiel ihr der Abschied, besonders von der kleinen Marie, welcher sie oftmals, indeß sie dieselbe beaufsichtigte, Geschichten erzählt hatte, wofür das gute Kind innig an ihr hing. —

Hier möchte ich die Erwähnung einer wohlthätigen Beschämung einschalten, welche mir der liebe Gott durch die gute Frau Materna zu Theil werden ließ.

Sie, wie ihr Mann, hatten mich nämlich zu wiederholten Malen um eine Unterstützung für ihre armen Verwandten ersucht. Ich gab ihnen ein paar Mal etwas. Endlich aber kamen mir ihre öfters erneuerten Bitten als eine arge Unbescheidenheit vor und ich ärgerte mich darüber.

Bald darauf vernahm ich zu meiner heilsamen Beschämung, daß die gutmüthige Frau — die Liebe macht erfinderisch — sich folgende rührende Handlung ausdachte, mir ihren tiefgefühlten Dank auszudrücken: sie nahm nämlich unentgeldlich einige arme Kinder in die Nähschule, was, wie sie wußte, mir eine größere Freude, als irgend etwas Anderes bereiten würde. —

Schon seit einigen Monaten war das krüppelhafte Mädchen wieder in die Heimat zurückgekehrt, als wir wieder eines schönen Morgens im Anfang März die kleine Gebirgswanderung antraten, um diesen meinen Schützling aufzusuchen.

Der Schnee begann bereits zu schmelzen; aber umsonst hatten sich bis jetzt die allzuschwachen Strahlen der Sonne bemüht, die Erde hievon gänzlich zu befreien.

Als wir unter traulichem Gespräche einhergingen, siehe, da dünkte es uns, das arme Mädchen in der Ferne zu entdecken, indem sie sich langsam der Kirche

näherte. Bald hatten wir sie eingeholt, und lebhaft drückten wir derselben unsere Freude aus, ihr zu begegnen.

„Wie geht es dir?“ fragten wir sie, wie aus Einem Munde.

„Gottlob,“ war ihre Antwort, „ich fühle mich jetzt viel wohler und die Kräfte nehmen von Tag zu Tag zu; ich habe keinen Mangel an Arbeit und sogar einige Schülerinnen, die ich im Flicken und Nähen unterrichten darf, wodurch ich mir auch einiges Geld erwerbe, was die Mutter in die Sparkasse legt, um hievon den bevorstehenden Zins zu bezahlen. O, wie glücklich bin ich, meinen Eltern nicht mehr zur Last zu fallen, sondern für dieselben sogar etwas verdienen zu können!“

Bei diesen Worten strahlten ihre Augen von Wonne und Dankbarkeit.

„Wie heißen diese großen Blüthen, die du in der Hand trägst?“ fragte ich, auf dieselben deutend. „Das sind ja gar schöne Blumen, so blendend weiß, mit goldgelben Staubfäden! Und für wen hast du sie gepflückt?“

„Man nennt sie hier zu Lande „Christblumen“ — erwiederte das Mädchen. „Sie waren unter der Schneedecke fast ganz versteckt; allein ich habe mir

im vorigen Jahre genau die Stelle gemerkt, wo sie blühen.“ —

„Aber das Bücken muß dir sehr schwer gefallen sein?“ — sagte ich mit wahrem Mitleid.

Karoline entgegnete mit strahlendem Blicke: „O, diese geringen Schmerzen habe ich gerne getragen; denn ich möchte mit diesen Christblumen, als einem kleinen Dankopfer, das schöne Marienbild in unserer Pfarrkirche schmücken. Der lieben Mutter Gottes, welche ich oft in bangen Stunden angerufen, schulde ich ja für ihre Fürbitte so vielen Dank. Ich werde sie auch bitten, ihrem göttlichen Sohne für alle mir erwiesenen Wohlthaten, insbesondere für die Gnade des heutigen Kirchenganges, meinen schwachen, kindlichen Dank darzubringen.“ —

Bei diesen Worten leuchteten ihre Augen von himmlischer Freude und innigem Dankgefühle.

Mich rührte der kindliche Dank des armen, krüppelhaften Mädchens auf das tiefste und ich flehte zu Gott, er möge uns Allen die himmlische Tugend der herzlichen Dankbarkeit geben, welche ein heilsames Mittel ist, unsere Seele von jenem bittern Gallenstaube der Unzufriedenheit zu befreien, der dieselbe oft auf so traurige Weise bedeckt. —

V.

Erlebnisse einer Geldmünze.

Schon am frühen Morgen ward ich heute durch den feierlichen Ruf der Glocken geweckt und so verließ ich bald mein Lager, um mich dem Fenster zu nahen.

Da sah ich viele Männer, festlich gekleidete Frauen und Kinder, die sich in die ländliche Pfarrkirche begaben, um daselbst Osterkuchen, Eier und andere Lebensmittel nach frommem kirchlichem Gebrauche weihen zu lassen.

Auch ich beeilte mich nun, den Weg zum Gotteshause einzuschlagen.

Die ganze Natur schien Antheil an diesem Tage der Wiedergeburt der ganzen Christenheit zu nehmen, indem auch sie ihre Neubelebung feierte. Die Erde war mit zartem Grün bedeckt; von den hohen Baumgipfeln, die sich bei dem milden Frühlingshauche mit

Blättern geschmückt hatten, ertönten die hellen Lieder aus tausend Vogelkehlen, als ob auch sie dem Schöpfer ein Loblied singen wollten.

Als ich in die Kirche eintrat, beleuchtete eben die Morgensonne das schöne Altarblatt, auf welches ein fromm begeisterter Künstler den lieblichen Engel dargestellt hatte, der das Felsengrab des auferstandenen Heilands bewachte und den weinenden Frauen die herrliche Botschaft der Auferstehung verkündete. — Eine Schaar junger Mädchen kniete demüthig vor dem schönen Gemälde, dessen Anblick ihre Andacht erhöhte.

Nach geendetem Gottesdienste näherte ich mich dem Ausgange der Kirche, indem ich noch innig zu dem lieben Heilande um die Gnade flehte, daß unsere österlichen Vorsätze den hereinbrechenden Versuchungen widerstehen und gute Früchte tragen möchten, statt jenen zarten Frühlingsblumen zu gleichen, die augenblicklich dahinwelken, sobald eine kalte Schneeflocke in ihren Blüthenkelch fällt.

An der Kirchenthüre erblickte ich einen Teller, der auf dem Opferkasten stand, wo für Erbauung einer neuen Kirche gesammelt wurde. Es lagen die verschiedensten Münzen darauf; mir aber fiel besonders eine ausländische Geldmünze, nämlich ein Fran-

fenstück in die Augen und ich wunderte mich, wie dieses hieher gekommen sein möchte. Ich konnte den Gedanken nicht unterdrücken: „**Was für mannigfaltige Schicksale mag diese Münze nicht schon erlebt haben? Bei wem mag sie auf ihrer großen Wanderschaft eingekehrt sein? Wie mag das harte, gefühllose Metall oft schon Segen und Trost, aber auch nicht selten Unheil gebracht haben?**“

So fragte ich mich und sogleich erbot sich meine Phantasie diese Frage zu beantworten, und diese Antwort will ich meinen Lesern mittheilen.

Im fernen Mexiko zündete eines Tages ein armer Hirtenknabe in der Nähe einer niedern Mauer ein Bündel dürrer Blätter und Reisig an, um daselbst, indeß die ihm anvertraute Heerde auf der Wiese weidete, seine Kartoffeln zu braten. Durch die Gluth des Feuers löste sich die dünne, mit Quarz-Kieselsteinen gemengte Thonschichte ab, die bis zu diesem Augenblicke den Vorübergehenden den seltsamen Anblick einer Mauer von massivem Silber verborgen hatte.*)

*) Die Auffindung dieser silbernen Mauer soll auf Wahrheit beruhen.

Staunen ergriff den jugendlichen Entdecker, der nicht wußte, ob er wache oder träume, als er plötzlich eine Silbermauer erblickte. Der arme Hirtenknabe ward durch diesen Fund in einen Millionär verwandelt. Frohlockend eilte er in die dürftige Hütte seiner Aeltern, um diesen, wie seinen Geschwistern, die Freudenbotschaft zu bringen.

Nun überlassen wir die Familie ihrem Glücke und folgen der Silbermauer, die in vielen Silberbarren nach Frankreich in ein großes Münzgebäude wanderte, wo das edle Metall, mit etwas Kupfer versetzt, in zahllose größere und kleinere Münzen ausgeprägt ward.

Unter dieser Masse von Geldstücken befand sich auch ein Frankenstück; ich ersuche meine freundlichen Leser und Leserinnen, dasselbe auf seinen Wanderungen im Geiste zu begleiten.

Einst ließ ein wohlhabender, neuvermählter Bürger eine Summe neuen Geldes in der Münze einwechseln, um damit seiner jungen Frau eine kleine Ueberraschung zu bereiten. Er erreichte damit auch vollkommen seinen Zweck. Voll Freude schlug die junge Frau in die Hände und dankte ihrem Manne herzlich für das glänzende Geschenk. In den nächsten Tagen nahm sie ein Frankenstück davon, als sie auf

den Markt ging. Sie traf daselbst ein reges Leben. Hier krähten junge Hähne, daneben schnatterte eine Schaar Gänse, indeß reinliche Täubchen froh girrten, ohne ihr trauriges Loos zu ahnen. Dort hielten Gärtner und Gärtnerinnen ihre Waare feil, festgeschlossene Salatköpfe, umgeben von Bohnen, jungem Blumenkohl, Artischoken und verschiedenen anderen Gemüsearten. Alte Frauen boten Cichori und Brunnkresse aus; arme Kinder trugen in Körben und Töpfen köstliche Waldbeeren umher; jedes pries seine Waare an, — Alles drängte sich bunt durcheinander.

Indeß die junge Hausfrau sorgfältig die grüne Waare prüfte, saß in geringer Entfernung eine arme Blumenhändlerin, die eben beschäftigt war, einen Strauß zu binden. Dabei seufzte sie und sprach vor sich hin: „Schon beginnen einige Blumen zu welken und ich habe noch nichts gelöst! Daheim aber ist mein Kind von Hunger gequält und wartet auf meine Rückkehr.

Als die arme Gärtnersfrau den Strauß unter solchen Gedanken band, entdeckte sie im weißen Lilienkelche den Lieblingskäfer ihrer seligen Mutter, nämlich den kleinen, überall willkommenen Marienkäfer. Dieser Anblick mahnte sie, vertrauungsvoll sich zur allerseligsten Jungfrau zu wenden, die, wie sie wußte,

jede für ein unschuldiges Kind geweinte mütterliche Thräne, von ihrer Fürbitte begleitet, gen Himmel trägt. Denn wer fühlte besser als Maria die Schmerzen einer Mutter beim Leiden ihres Kindes!

Getrösteter durch diesen Gedanken an die göttliche Mutter fuhr die Blumenhändlerin fort, ihren Strauß zu binden; um die Lilie fügte sie halbgeöffnete Moosrosen, die sie wieder mit Reseda und Lavendel begränzte; endlich zum Schlusse nahm sie dunkelgrünen, großblättrigen Epheu.

Jetzt war der Strauß vollendet und die Gärtnerin hielt ihn der eben vorübergehenden Bürgersfrau mit den Worten entgegen:

„Um Jesu Willen! erbarmt Euch einer bedürftigen Wittwe und Mutter, indem Ihr mir diese Blumen abkauft!"

Betroffen von dieser Bitte, die aus schwer gepreßtem Herzen zu kommen schien, blieb die Frau stehen und sprach zu sich selbst:

„Warum sollte ich mir die Freude versagen, dieser Frau zu helfen und die schönen Blumen zu kaufen?"

Sogleich langte sie nach dem Strauße und legte das neue Frankenstück in die Hand der erfreuten Wittwe.

„Gott vergelte es Euch tausendmal," sagte diese mit gerührtem freudigen Tone, „nun kann ich meinem Schmerzenskinde Brod kaufen!"

„Warum nennt Ihr es ein Schmerzenskind?" fragte die mitleidige Bürgersfrau und sah zugleich neugierig auf die Arme.

Mit der Bereitwilligkeit, welche aus erzeigtem Mitgefühl hervor geht, erzählte die Gärtnerin:

„Es ist das einzige Kind, das mir am Leben blieb und es hat mir schon bittre Schmerzen verursacht. Ich hatte einst ein Zwillingspaar, zwei Mädchen, von denen die Eine Marianna und die Andere Annamaria hieß. Beide blühten wie die Rosen in meinem Garten, und entfalteten sich von Jahr zu Jahr lieblicher und schöner. In einer Nacht wurde ich plötzlich aus meinem sorglosen Schlafe geweckt; ich hörte die kleine Marianne schreien: eine heftige Krankheit hatte sie befallen und in wenig Tagen war sie eine Leiche. Bald holte sie ihr Schwesterlein nach, und mir blieb nur mehr ein einziges 10 Monate altes Kind. Dieses war nun mein einziger Trost und meine einzige Freude. Doch nach kurzer Zeit, als noch mein Mutterherz über den erlittenen Verlust blutete, verfiel der Knabe in einen Starrkrampf, der so lange währte, daß ich ihn für todt hielt.

Gleich einem schlummernden Engel lag er in seinem Todtenhemdchen im kleinen Sarge, den ich in einen Blumengarten verwandelt hatte. Als ich für einige Augenblicke in das Erdgeschoß hinabgegangen war, um Bindfaden zum Kranzwinden zu holen, traf mein Ohr ein Laut. Horch! — war dies nicht die Stimme des Kindes? — Augenblicklich eilte ich zum Sarge zurück und da fand ich mein Herzenssöhnchen mit den Todtenblumen spielen; es sah mich hell und freudig mit seinen großen Augen an, streckte die Aermchen aus und rief: „Mutter!"

Kaum vermochte ich mein Glück zu fassen! kaum hatte ich die Kraft, auf meine Knie zu sinken, um Gott zu danken! Ich fand keine Worte, nur Freudenthränen tröpfelten auf das Kind und die Todtenblumen. Nun werdet Ihr begreifen, warum ich das Kind ein Schmerzenskind nannte."

Nachdem die Gärtnerin ihre Erzählung beendet und die Bürgersfrau sie gerührt verlassen hatte, nicht ohne das Versprechen abgelegt zu haben, bald wieder bei ihr einzukaufen, — eilte Erstere, so schnell sie vermochte, zum nächsten Bäckerladen, um Brod für ihr Kind zu kaufen, das ihr weinend entgegen lief.

So war also der bewußte Franke ein Tröster geworden und zugleich in den Besitz eines Bäcker-

meisters gekommen, der nicht nur ein fleißiger Geschäftsmann, sondern auch ein Naturdichter war; denn er pflegte am frühen Morgen, während die Stadt noch im Schlummer lag und er sein Brod knetete, fromme Lieder zu dichten, wodurch er seine Seele zu Gott empor hob und Andere damit erfreute und erbaute.*)

Der Bäckermeister war stets heiter, wozu das wohlthuende Bewußtsein viel beigetragen haben mag, daß er zur Zeit der Theuerung viele arme Wittwen und Waisen mit Nahrung versehen hatte.

Der Franke aber blieb nicht lange beim frohen Bäckermeister. Am folgenden Morgen händigte ihn dieser unter andern Geldstücken einem Bauern ein, dem er Getreide abgekauft hatte.

Dieser Landmann lebte seit dem Tode seiner fleißigen Frau in sehr mißlicher Lage auf seinem kleinen, mit Schulden belasteten Anwesen, das auf einer wenig fruchtbaren Anhöhe lag. Während der Bauer seine Felder bestellte und in die Stadt fuhr, die Frucht zu verkaufen, beaufsichtigte und pflegte sein

*) Es lebte in Paris ein Bäcker, der ein sehr schönes Gedicht auf den Tod eines Kindes schrieb und viele Lieder verfaßte.

ältester Knabe trotz seiner Kränklichkeit die kleinen Geschwister und bereitete für sie die Mahlzeit. Ihre Hütte war in so schlechtem Zustande, daß der Regen und das Schneegestöber ungehindert eindrang.

Als nun der Vater das erlöste Geld nach Hause brachte, verwendete er einen Theil desselben, darunter jenes Frankenstück, um die Hütte durch einen Zimmermann ausbessern zu lassen. Dieser war ein äußerst mitleidiger, wohldenkender Mann und ließ sich nur seine eigene Auslage für die Bretter bezahlen, nicht aber die Arbeit und den weiten, mühvollen Gang vergüten, wobei er seine Stiefel zerrissen hatte. Diese brachte er einem Schuhmacher, zu dem wir nun das Frankenstück wandern sehen.

Der Schuster war ein Meister nach alter guter Sitte, der seine Gesellen und Lehrjungen wie Familienglieder behandelte und mit treuem Vaterauge aufmerksam bewachte. Doch nicht immer war es so gut gestanden in dem kleinen Häuschen des Schuhmachers, der früher die böse Gewohnheit hatte, an Sonn- und Feiertagen die heilige Messe zu versäumen und an denselben, als seien es Werktage, zu arbeiten und arbeiten zu lassen.

Da kam eines Tages ein Herr zu ihm, der an der Weise, wie jener den Sonntag entheiligte, Ärger-

niß nahm und ihn aufforderte, an den Festtagen die Werkzeuge ruhen zu lassen. Der Schuster aber erklärte, daß dieß ganz unmöglich wäre, da er sonst den nöthigen Lebensunterhalt für seine Familie nicht bestreiten könne. Auf dieses hin schlug der Herr dem Schuhmacher vor, ihm, wenn er es unterließe an Feiertagen zu arbeiten, den etwaigen Schaden nach einiger Zeit zu vergüten. Als derselbe aber nun nach mehreren Wochen deßwegen bei dem Schuhmacher anfragte, erhielt er folgende Antwort: „Ich bin im Gegentheile Ihnen zu Dank verpflichtet; denn statt zu verlieren, habe ich gewonnen. Es geht mir jetzt so gut, wie nie zuvor in meinem Leben! Seit ich das Arbeiten an Sonn- und Feiertagen eingestellt und dem Gottesdienst regelmäßig beigewohnt habe, beginne ich am Montage nach genossener Ruhe mit neuem Eifer mein Tagewerk, das denn auch vom lieben Gott sichtlich gesegnet ist. Auch behaupten meine Kunden, ich sei jetzt eben so heiter, als ich früher mürrisch gewesen, was sie, wie sie mir später eingestanden, abgeschreckt habe, meine Werkstatt zu besuchen.“ —

Wenige Tage, nachdem der Schuhmacher jenes Frankenstück eingenommen hatte, war die Zeit herangekommen, wo einer seiner Lehrjungen freigesprochen

wurde und auf die Wanderschaft gehen sollte. Zum Abschiede drückte ihm der Meister das Frankenstück in die Hand, indem er ihm noch allerlei gute Lehren gab und ihm besonders einschärfte, das Spiel zu meiden, welches schon Manchen um das Glück des Lebens und der Seele betrogen habe.

So zog das Frankenstück also mit dem Gesellen aus seiner Heimat. Auf der Eisenbahn langte dieser bald in Wiesbaden an. Er hörte dort viel von der Spielbank reden und war fest entschlossen, dieselbe streng zu meiden. Als er aber einmal an dem Spielsaale vorüberging, trat eben ein junger Landmann mit freudestrahlendem Gesichte aus demselben und verkündete allen Umstehenden, er hätte eine große Summe gewonnen und brauche nun nicht mehr den Pflug zu führen; es gehe jetzt ein ewiger Festtag für ihn an. Dieser Ausbruch der Freude und des Jubels bethörte den Handwerksburschen, und er gedachte nicht mehr des wohlgemeinten Rathes seines frühern Meisters, gedachte nicht des bekannten Sprichwortes, das bei solchem Erwerb so wahr ist: „Wie gewonnen, so zerronnen!" Neugierig schaute er anfangs durch die halbgeöffnete Thüre und trat endlich, angezogen durch die seltsamen Gestalten, ein. Dort saß ein Greis mit schneeweißem Haare und Bart, der mit freudigen Blicken

das Häuflein Dukaten vor sich betrachtete; neben ihm sah man einen hageren, jungen Mann, in dessen Zügen sich Angst und Verzweiflung malte; hier beobachtete eine Frau mit grauen, unheimlichen Augen, die aus dem gelben, leidenschaftlichen Gesichte hervorstachen, jeden Zug des Spieles; bald drückte ihre Miene Hoffnung, bald die bitterste Enttäuschung aus. In einer Ecke saß schwermüthig ein jugendlicher Künstler; er hatte bereits Alles, bis auf seinen Ehering verloren, als plötzlich seine Gattin, ein Kindlein auf dem Arm tragend, hereinstürzte und ihn beschwor, den Saal zu verlassen.

Ungeachtet dieses schauerlichen Auftrittes legte der Handwerksbursche den zum Geschenk erhaltenen Kreuzer auf den Spieltisch. Das falsche Glück lächelte ihm und er gewann. Jetzt setzte er seinen Gewinn noch hinzu und wieder war ihm das Glück hold. Veranlaßt von diesem Zufalle steigerte sich seine Spiellust. In kurzer Zeit hatte er seinen kleinen Besitz um das Hundertfache vermehrt! Endlich aber sah er sich vom täuschenden Glücke verlassen und er hatte Alles verloren!

Unmuthig eilte er von dannen, um nie mehr einen Spielsaal zu betreten.

Auf diese Weise kam im Wechsel des Spiel-

gückes das Frankenstück des Handwerksburschen in den Besitz eines Dichters, der wenig Tage nachher eine Reise nach Köln antrat. Nachdem er den majestätischen Dom besehen, besuchte er auch die St. Ursulakirche, wo ihm der merkwürdige Reliquienkasten gezeigt wurde, der die Gebeine der großen Heiligen mit den 11000 Jungfrauen umschließt, welche dieselbe auf der Fahrt von England nach der Bretagne begleiteten. Der flämmische Künstler Hemling hatte einst aus Dankbarkeit, da er als verwundeter Soldat geschwisterliche Pflege im Kloster gefunden, den erwähnten Reliquienkasten mit den meisterhaften Abbildungen dieser merkwürdigen Fahrt der heiligen Jungfrauenschaar dem Kloster geschenkt.

Nachdem der Dichter die vielen Merkwürdigkeiten der Stadt besehen hatte, händigte er seinem Reisebedienten das Frankenstück ein, das im Hôtel in die Geldtasche eines Engländers kam, als man ihm auf eine größere Münze das Restgeld herausgab. Der Lord reiste bereits am kommenden Morgen in einem eigenen Wagen mit seiner Familie nach Ostende ab, um dort die Seebäder zu gebrauchen und die belebende Meeresluft einzuathmen.

Während seines Aufenthaltes an der Seeküste begab sich der Engländer eines Abends in seiner

[illegible] an den Strand und bestieg ein kleines Boot, um eine nächtliche Fahrt zu unternehmen. Er hatte hiebei den Genuß einer eigenthümlichen Beleuchtung; denn während mehrere Fackeln sein Schifflein und den nächsten Umkreis desselben erhellten, erglänzten Millionen von phosphorartigen Klümpchen auf den
Millionen von phosphorartigen Klümpchen auf den
dunklen Wogen und schwammen mit diesen in unaufhaltsamer Eile auf dem mittelländischen Meere dahin. Von Zeit zu Zeit glitten herrliche Sternschnuppen mit Blitzesschnelle von der Höhe des Himmels und erhöhten die Schönheit des nächtlichen Schauspiels. Nach einer halbstündigen Fahrt wurde gelandet und der Lord zog eben das Taschentuch aus der Tasche, als er bemerkte, daß des Schiffers Weib seit mehreren Monaten krank darnieder liege. Vom Mitleid ergriffen, gab er dem Schiffsmann statt des [illegible] einen Dukaten, und eilte dann den [illegible] entgegen, um den Gasthof zu erreichen.

Nach vollendeter Tafelei unternahm der Lord mit seinem großen Gefolge eine Reise nach Neapel, um den bevorstehenden Winter in dieser weltberühmten Stadt zuzubringen. Am Tage seiner Ankunft rieth man dem Fremden, noch in derselben Nacht den Vesuv zu ersteigen, da aus dem Krater, der bereits seit mehreren Tagen rauchte, ein brillantes

Knallen vernommen werde, daß ein sicheres Zeichen eines bevorstehenden Ausbruches sei.

Der wißbegierige und schaulustige Engländer befolgte den Rath und trat in größerer Gesellschaft die Bergbesteigerung an, um in gehöriger und ungefährlicher Entfernung dem wunderbaren Naturschauspiele beizuwohnen.

Die Besteigung des Berges war sehr mühsam; denn jedesmal, wenn man zwei Schritte gemacht hatte, glitt man wieder einen Schritt abwärts. Endlich war es der Gesellschaft gelungen, die vom Führer bezeichnete Stelle zu erreichen und in Kurzem war auch [illegible] die herrliche Flammengarbe betrachten, welche sich aus dem schwarzen Kegel erhob, indem unter donnerähnlichem Getöse glühende Steine weit umher geschleudert wurden. Jetzt ergoß sich aus dem schauerlichen Krater ein feuriger Strom, der das freundliche Thal hinabwogte und die blühenden Gärten und die grünen Weinberge unter seiner Gluth begrub. Noch [illegible] der Ausdruck des Beifalls, als die erwähnten Fremden den Heimweg einschlugen. Im Augenblicke, als der Lord dem Führer seinen Lohn einhändigen [illegible], fiel auch der Geldbeutel des [illegible] Kaufherrn, [illegible] einem [illegible] nicht entging, welches schnell der Weg verlassen war, es [illegible] und

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Ich bin [illegible] von meinem [illegible], wie sie sich [illegible] zusammenstellen [illegible] einige Blumen [illegible]. Am Morgen [illegible] sie [illegible]: „Guten Morgen, [illegible]!“ [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Der Officier.

Wie sehr fühle ich mich von der Ruhe und Einsamkeit dieser Zufluchtsstätte angezogen! Man befindet sich in der Stadt, und wähnt sich in eine Einöde versetzt.

Der Flüchtling.

Die Einsamkeit ist nicht immer in Mitte der Felder und Wälder; denn der Unglückliche befindet sich überall allein.

Der Officier.

Welche mannigfachen Schicksale führten Sie wohl in diesen abgeschiedenen Ort? — Ist vielleicht hier Ihre Heimat?

Der Flüchtling.

Ich bin in der Mitte des Waldes geboren, in der Hauptstadt von Savoyen, und ich wohne erst seit sieben Jahren hier. Was meine Geschichte betrifft, so ist diese nur eine Leidensgeschichte voll gleichförmiger Trübsal. —

Der Officier.

Haben Sie immer allein gelebt?

Der Flüchtling.

Meine Eltern, die ich nie kannte, habe ich schon in meiner Kindheit verloren, und die Schwester, die mir blieb, starb vor zwei Jahren; Freunde habe ich nie gehabt.

Der Offizier.

Unglücklicher?

Der Namenlose.

Das that die Wiege Gottes.

Der Offizier.

Welches ist Ihr Name, wenn es mir erlaubt ist zu fragen?

Der Namenlose.

Ach! mein Name ist ein unglücklicher! Man nennt mich den Namenlosen! Die Welt kennt weder den Namen meiner Familie, noch jenen, den ich bei der heiligen Taufe an meinem Geburtstag erhielt. Ich bin „der Namenlose:“ das ist der einzige Titel, der mir übriggeblieben ein Recht an das Wohlwollen der Menschen gibt. O möge Ihnen mein eigentlicher Name ewig verborgen bleiben!

Der Offizier.

[illegible] Schwester, welche Sie verloren haben, mit Ihnen?

Der Namenlose.

Zwei Jahre brachte sie mit mir unter fremdem Obdache zu. Ebenso unglücklich, wie ich, theilte sie meine Leiden, und ich suchte ihr dieselben zu versüßen.

Der Offizier.

Warum können Sie sich nicht in dieser [illegible] Einsamkeit beschwichtigen?

Der Aussätzige.

Die Einzelnheiten der Beschäftigungen eines Einsiedlers, gleich mir, müssen einem Weltmanne, der sein Glück in einem thätigen, gesellschaftlichen Leben findet, sehr einförmig erscheinen.

Der Offizier.

Ach! wie wenig kennen Sie diese Welt, welche mir niemals Glück gewährt hat. Oftmals bin ich aus eigener Wahl ein Einsiedler, und es besteht vielleicht eine größere Aehnlichkeit zwischen unseren Ideen, als Sie denken mögen. Doch ich gestehe es offen, es schaudert mir vor einer ewigen Einsamkeit, ja ich habe selbst Mühe, sie zu fassen.

Der Aussätzige.

Jener, welcher seine Zelle liebt, wird in ihr den Frieden finden, das lehrt uns die Nachfolge Christi. Ich beginne, die Wahrheit dieser Worte zu empfinden. Die Arbeit versüßt das Gefühl der Einsamkeit; wer arbeitet, ist nie vollkommen unglücklich; diese diene ich als Beweis. Während der schönen Jahreszeit beschäftigt mich hinlänglich die Pflege meines Blumenbeetes und des übrigen Gartens. Während des Winters mache ich Körbe und Matten, und versuche meine Kleider zu verfertigen. Ferner bereite ich selbst meine tägliche Nahrung mit den Vorräthen,

die mir vom Spitale gebracht werden; und das Gebet füllt jene Stunden, wo meine Hände von der Arbeit ruhen. Endlich schwindet das Jahr, und ist es zurückgelegt, so scheint es mir noch nicht lang gewesen zu sein.

Der Offizier.

Ich dächte, es müßte Ihnen wie ein Jahrhundert vorkommen.

Der Müßige.

Schmerzen und Leiden lassen auch die Stunden lang erscheinen, aber die Jahre entfliehen stets mit gleicher Eile. Es bedarf ferner sogar beim höchsten Gipfel des Unglücks ein Gemüth, den Muth nicht zu haben vermögen, und welcher auch Sie beneiden würde: es ist immer, zu leben und zu athmen. Während der schönen Jahreszeit bringe ich ganze Tage unbeweglich auf dieser Bergspitze zu, und genieße da die Luft und die Schönheit der Natur. Dann verlieren sich meine Gedanken in eine unbestimmte Weite; die Schwermuth lagert sich auf meinem Herzen, ohne es zu belästigen; meine Blicke irren auf die Felder und Hütten, die mich umgeben. Diese mannigfachen Bilder sind meinem Gedächtnisse dermaßen eingeprägt, daß sie, so zu sagen, einen Theil meiner selbst bilden, und jeder einzelne Punkt ist mir zum Freunde ge-

worden, den ich täglich mit Vergnügen sehe und begrüße.

Der Offizier.

Ehemals empfand ich ein ähnliches Gefühl. Wenn ich von irgend einem Leiden heimgesucht ward, und in dem Herzen meines Nebenmenschen nicht fand, was das meinige wünschte, so tröstete mich der Anblick der Natur und lebloser Gegenstände; ich fühlte mich in Liebe zu den Felsen und Blumen hingezogen und alle einzelnen Theile der Schöpfung erschienen mir wie von Gott geschenkte Freunde.

Der Aussätzige.

Sie ermuthigen mich, auch Ihnen zu erklären, was in meiner Seele vorgeht. Ich liebe wahrlich jene Gegenstände, die so zu sagen die Gefährten meines Lebens sind, und welche ich täglich sehe. Jeden Abend, ehe ich mich in meinen Thurm zurückziehe, begrüße ich die Gletscher von Ruitord, die finstern Gehölze des St. Bernhard, und die eigenthümlich geformten Spitzen, welche das Thal von Rhemes beherrschen. Obgleich die Macht Gottes sich eben so wohl in der Bildung einer Ameise als in jener des Weltalls offenbaret, so wird meine Seele doch mächtiger durch den Anblick der Berge erhoben; denn nicht vermag ich diese großartigen, vom ewigen Eise

bestellten Feldmarken zu betrachten, ohne von einem frommen Staunen überwältigt zu werden.

Aber in diesem großen Gemälde, das mich umgibt, habe ich einige Punkte, für welche ich eine besondere Vorliebe hege: unter diesen befindet sich die Einsiedelei, welche Sie dort auf jener Bergspitze sehen. Einsam, in Mitte der Wälder, in der Nähe eines wilden Feldes, empfängt sie die letzten Strahlen der untergehenden Sonne. Obgleich ich sie niemals besuchte, so gewährt mir ihr Anblick doch ein eigenes Vergnügen. Während der Dämmerung, indeß ich im Garten sitze, richte ich meine Blicke auf diese Einsiedelei, und meine Phantasie findet dort einen wohlthätigen Ruhepunkt. Sie ist für mich eine Art Eigenthum geworden; es dünkt mir, als ob eine dunkle Ahnung mir zuflüstere, daß ich daselbst in glücklichen Tagen gelebt habe, deren genaue Erinnerung meinem Gedächtniß entschwunden ist.

Besonders liebe ich auch die fernen Berge zu betrachten, deren Spitzen sich in der Bläue des Horizontes verlieren. Das Gefühl der Hoffnung wird in mir, sowohl durch den Gedanken an die Zukunft, als durch den Blick in die Ferne erregt; mein bedrängtes Herz glaubt, daß es vielleicht ein entferntes Land gebe, wo ich einst, in der Zukunft das Glück ge-

nießen könnte, nach welchem ich seufze, und das ein geheimer Zug meines Innern mir stets als möglich darstellt.

Der Offizier.

Mit einer so feurigen Seele, wie die Ihrige, kostete es Sie ohne Zweifel große Anstrengung, um sich in Ihr schweres Geschick zu fügen.

Der Aussätzige.

Ich würde Sie täuschen, wenn ich Sie glauben ließe, daß ich mich immerdar geduldig in diese meine Lage ergebe; denn ich besitze nicht jene Selbstverläugnung, welche einige Einsiedler erreicht haben. Dieses vollkommene Opfer aller meiner irdischen Neigungen ist keineswegs noch vollendet; mein Leben verfließt in beständigen Kämpfen, und selbst die mächtigen Heilsquellen unserer heiligen Religion vermögen nicht immer den Schwung meiner Phantasie zu unterdrücken. Oftmals reißt sie mich gegen meinen Willen in das weite Meer der lügnerischen Wünsche, die mich alle zu jener Welt führen, welche ich mir nicht klar vorzustellen vermag, und deren phantastisches Bild mir doch stets gegenwärtig ist und mich peiniget.

Der Offizier.

Wenn Sie in meiner Seelen lesen könnten, und ich Ihnen jenen Eindruck mitzutheilen vermöchte, den

mir diese Welt einflößt, so würden in einem Augenblicke alle Ihre Wünsche und sehnsüchtigen Gedanken schwinden.

Der Aussätzige.

Umsonst haben mich einige Bücher über die Verderbtheit der Welt belehrt und über die von der Menschheit unzertrennlichen Gebrechen; mein Herz sträubt sich, sie zu glauben. Ich stelle mir im Geiste trauliche Vereine von herzinnigen und tugendhaften Freunden vor; treue Gatten, reichlich gesegnet mit Gesundheit, Jugend, Vermögen und Glücksgütern: ich meine sie in schattigen Hainen lustwandeln zu sehen, deren Bäume frischer und grüner sind, als jene, die mir ihren Schatten bieten; beleuchtet durch eine weit glänzendere Sonne, als jene, die meine Einsamkeit erhellt, und ihr Leben erscheint mir um so beneidenswerther, je mehr mein Elend mich niederbeugt. Beim Beginne des Frühlings, wenn der laue Wind in unser Thal webet, fühle ich mich von seiner belebenden Wärme durchdrungen und unwillkührlich ergreift mich ein leiser Schauder; ich empfinde einen unaussprechlichen Wunsch und ein unklares Ahnen einer unbeschreiblichen Glückseligkeit, welche ich genießen könnte, die mir aber versagt ist. Dann entfliehe ich meiner Zelle, irre ins Freie, um leichter zu athmen.

Ich weiche den nämlichen Menschen aus, welchen mein Herz sich sehnt zu begegnen, und von dem Gipfel des Hügels, wie ein wildes Thier unter den Sträuchen verborgen, richte ich meine Blicke auf die Stadt Aosta. Von ferne sehe ich mit neidischen Augen deren glückliche Bewohner, die mich kaum kennen. Stöhnend reiche ich ihnen meine Hände entgegen und bitte sie, mir meinen Antheil an ihrem Glücke zu geben; in meiner Sehnsucht, — soll ich es Ihnen gestehen? — habe ich einige Male die Bäume des Waldes umarmt, indem ich zu Gott flehte, er möge sie für mich beleben, um mir einen Freund zu gewähren! Aber die Bäume sind stumm, ihre kalte Rinde stößt mich zurück, sie haben keinen Antheil an meinem Herzen, das heftig pocht und erglüht. Ermattet, lebensmüde schleppe ich mich in meine Einsamkeit heim, ich vertraue Gott alle meine Qualen, und das Gebet bringet wieder einigen Frieden in meine Seele zurück.

Der Offizier.

Sie sind also zu gleicher Zeit, o armer Unglücklicher! von Schmerzen der Seele und des Körpers gequält?

Der Aussätzige.

O diese letzten sind nicht die schwersten.

Der Offizier.

Diese lassen also öfters nach?

Der Aussätzige.

Alle Monate nehmen sie zu und ab, nach dem Laufe des Mondes. Wenn er wächst, so wird gewöhnlich auch mein Leiden erhöht; hierauf nimmt die Krankheit wieder ab und scheint sich anders zu gestalten; meine Haut trocknet und bleicht sich, und fast fühle ich mein Uebel nicht mehr; mein Leiden wäre übrigens stets erträglich, verursachte es nicht jene fürchterlichen, schlaflosen Nächte.

Der Offizier.

Wie, sogar der Schlaf flieht Sie? —

Der Aussätzige.

Ach, mein Herr, die schlaflosen Nächte, die schlaflosen Nächte! — Sie vermögen sich gar keine Vorstellung zu machen, wie lang und traurig jene Nacht ist, welche der Unglückliche — ohne ein Auge schließen zu können — ganz allein durchwacht, indeß sein geistiger Blick ängstlich auf die schreckliche Gegenwart, wie auf eine hoffnungslose Zukunft gerichtet ist. Nein! Niemand ist im Stande dieß zu fassen. — Meine Beängstigungen nehmen mit jeder nächtlichen Stunde zu, und ehe das Morgengrauen herannaht, so steigert sich meine Unruhe auf solch eine Weise, daß es mir scheint, sie nicht mehr ertragen zu können; — meine Gedanken verwirren sich, ich empfinde ein selt-

sames Gefühl, das ich niemals in mir außer in diesen traurigen Augenblicken wahrgenommen habe. Bald scheint es mir, daß eine unwiderstehliche Macht mich in einen bodenlosen Abgrund hinabziehe; bald sehe ich schwarze Flecken vor meinen Augen, aber indeß ich sie untersuche, durchkreuzen sie sich mit [illegible]tzes schnelle; dann werden sie, während sie sich mir nahen, immer größer und größer, und endlich sind es Berge, welche mich durch ihr Gewicht niederdrücken. Ein ander Mal erblicke ich mich von Wolken umgeben, welche sich aus der Erde erheben, gleich reißenden Strömen immer mehr und mehr anschwellen und mich zu verschlingen drohen, — und wenn ich mein Lager verlassen will, um diese Erscheinungen zu verscheuchen, fühle ich mich wie von unsichtbaren Banden zurückgehalten, welche mich meiner Kräfte berauben.

Vielleicht halten Sie dieß für Träume; aber dem ist nicht so, denn ich befinde mich in vollkommen wachem Zustande. Stets erblicke ich dieselben Gegenstände, und dieß ist eine schauerliche Empfindung, welche noch alle meine andern Leiden übertrifft. —

Der Offizier.

Es ist wohl möglich, daß Sie während jener schlaflosen, peinlichen Nächte in Fieber liegen und dieses veranlaßt ohne Zweifel dieses gräßliche Phantasiren.

Der Aussätzige.

Sie meinen somit, es sei in Folge des Fiebers; wohl wünsche ich, daß Sie die Wahrheit reden. — Bis jetzt fürchtete ich, diese Erscheinungen seien eine Anzeige von Geisteszerrüttung und ich gestehe Ihnen, daß mich dieses sehr beunruhigte. Möge es Gott gefallen, daß dieß nur Wirkung des Fiebers sei.

Der Offizier.

Ich kann Sie meines innigen Antheils versichern. Offen gestehe ich, daß ich mir niemals eine Lage ähnlich der Ihrigen vorzustellen vermochte. Doch vermuthe ich, daß dieselbe bei Lebzeiten Ihrer Schwester weniger traurig war.

Der Aussätzige.

Gott weiß allein, was ich durch den Tod meiner Schwester verloren habe. — Aber fürchten Sie denn nicht, sich so nahe vor mir zu befinden? Setzen Sie sich hieher auf diesen Stein, ich werde mich hinter der Laube verbergen und so können wir miteinander sprechen, ohne uns zu sehen. —

Der Offizier.

Warum denn? Nein, Sie dürfen mich nicht verlassen. —

Mit diesen Worten machte der Reisende eine unwillkührliche Bewegung, die Hand des Aussätzigen zu erfassen, welcher sie rasch zurückzog.

Der Aussätzige.

Unvorsichtiger, Sie waren im Begriffe, meine Hand zu ergreifen!

Der Offizier.

Wohlan, herzlich gerne hätte ich sie gedrückt.

Der Aussätzige.

Zum ersten Male in meinem Leben wäre mir dieses Glück zu Theil geworden.

Der Offizier.

Wie denn, außer dieser Schwester hätten Sie nie eine andere Verbindung gehabt, und wären niemals von Einem ihres Gleichen geliebt worden?

Der Aussätzige.

Zum Glücke für die Menschheit habe ich Keinen meines Gleichen auf dieser Erde.

Der Offizier.

Sie machen mich erbeben!

Der Aussätzige.

O vergeben Sie mir, theilnehmender Fremdling! Sie wissen, daß die Unglücklichen gerne von ihren Leiden sprechen.

Der Offizier.

O sprechen Sie, sprechen Sie, merkwürdig Leidender! Sie sagten mir, daß einstens eine Schwester mit Ihnen lebte, die Ihnen Ihre Leiden ertragen half.

Der Aussätzige.

Dieses war das letzte Band, das mich noch an dem übrigen Theil der Menschheit festhielt. Es gefiel aber Gott, auch dieses zu lösen und mich einsam in Mitte dieser Welt zu lassen; ihre Seele war würdig des Himmels, der sie jetzt besitzt.

Ihr Beispiel hielt mich aufrecht und stärkte mich gegen die Kleinmüthigkeit, welche mich oftmals seit ihrem Tode erfaßt. Wir führten jedoch nicht dieses köstliche Zusammenleben, das ich mir im Geiste vorstelle, und welches unglückliche Seelen vereinen sollte. Die Art unserer Krankheit beraubte uns auch dieses Trostes. Sogar wenn wir uns näherten, um vereint zu Gott zu beten, so vermieden wir, uns gegenseitig anzuschauen, aus Furcht, der Anblick unserer Leiden könne störend auf unsere Betrachtungen wirken, und so wagten unsere Augen sich nur im Himmel zu begegnen. Nach vollendetem gemeinschaftlichen Gebete zog sich meine Schwester gewöhnlich in ihre Zelle zurück, oder unter jenen Nußbaum, welcher die Grenze des Gartens bildet, und so lebten wir auch damals größtentheils getrennt.

Der Offizier.

Aber warum legten Sie sich wohl diese schwere Prüfung auf?

Der Aussätzige.

Als auch meine Schwester von dieser ansteckenden Krankheit ergriffen ward, welcher meine ganze Familie als Opfer unterlag, und sie hieher kam, meine Einsamkeit zu theilen, hatten wir uns noch niemals gesehen. Bei meinem ersten Anblicke ergriff sie ein schrecklicher Schauder. Aus Furcht, sie zu betrüben, aber noch mehr aus Angst, ihre Krankheit noch zu vermehren, sah ich mich genöthigt, diese traurige Lebensweise anzunehmen. Da nur ihre Brust vom Aussatze ergriffen war, so behielt ich noch einige Hoffnung, sie wieder genesen zu sehen. — Dort sehen Sie den Rest eines Gitterwerkes, das ich jetzt vernachlässigt habe: damals war es ein Hag von Schlehdorn, den ich einst sorgfältig pflegte, und welcher unsere Gärten in zwei Theile trennte. An beiden Seiten hatte ich einen kleinen Fußpfad angelegt, längs dessen wir wandern und traulich plaudern konnten, ohne uns zu sehen, ja selbst ohne uns zu sehr zu nähern.

Der Offizier.

Wäre uns die Liebe Gottes nicht bekannt, so könnte man wähnen, der Himmel hätte die traurigen Vergnügungen noch vergiften wollen, welche er Ihnen ließ.

Der Aussätzige.

Damals befand ich mich wenigstens nicht ganz allein; die Gegenwart meiner Schwester belebte diesen Zufluchtsort. In meiner Einsamkeit vernahm ich das Geräusch ihrer Tritte. Wenn ich mich bei Tagesanbruch unter diese Bäume begab, Gott anzubeten, da öffnete sachte sich die Pforte ihres Thurmes und die Stimme meiner Schwester vereinigte sich leise mit der meinigen.

Abends, wenn ich meinen Garten begoß, machte sie bei Sonnenuntergang hier am Platze, wo ich mit Ihnen spreche, einen Spaziergang, und ich sah ihren Schatten auf meinen Blumen hin- und hergleiten. Jetzt geschieht es mir auf einem Wege nicht mehr, daß ich eine entblätterte Blume oder den Zweig eines Strauches finde, welche sie im Vorbeigehen fallen ließ. Ich bin allein, um mich zeigt sich weder Leben mehr noch Bewegung, und der Fußpfad, der zu ihrer Lieblingslaube führte, verschwindet schon unter dem Grase. Während es schien, daß sie sich mit mir gar nicht beschäftigte, war sie doch unablässig bedacht, mir Freude zu bereiten. Wenn ich in mein Zimmer zurückkehrte, fand ich dort öfters zu meiner Ueberraschung Vasen mit frischen Blumen, oder irgend eine schöne, von ihr selbst gezogene Frucht. Ich

wagte nicht, ihr dieselben Dienste zu leisten, und ich hatte sie sogar gebeten, nie mein Zimmer zu betreten. Aber wer vermag der Liebe einer Schwester Grenzen zu setzen! Ein einziger Zug mag hinreichend sein, Ihnen einen Begriff von jener Zärtlichkeit zu geben, welche sie für mich hegte. Eines Nachts ging ich raschen Schrittes, von schrecklichen Schmerzen gequält, in meiner Zelle auf und ab. In Mitte der Nacht, als ich mich einen Augenblick setzte, um auszuruhen, vernahm ich beim Eingange des Zimmers ein leises Geräusch. Ich nähere mich, lausche und . . . . man denke sich mein Staunen! es war meine Schwester, welche außen, auf der Schwelle meiner Thüre zu Gott flehte. Aus Zärtlichkeit fürchtete sie mich zu stören; aber sie kam in meine Nähe, um mir nöthigen Falles beistehen zu können.

Ich vernahm, wie sie mit leiser Stimme das Miserere betete. Ich warf mich nächst der Thüre auf die Kniee nieder, und ohne meine Schwester zu unterbrechen, wiederholte ich jegliches ihrer Worte. Meine Augen waren voll Thränen. Wäre es auch möglich, von solch einer Liebe ungerührt zu bleiben? Als ihr Gebet mir vollendet schien, sagte ich ihr mit leiser Stimme: „Gott mit dir, meine Schwester! Gott mit dir! Ziehe dich zurück, ich fühle mich etwas besser.

Gott möge dich für deine fromme Liebe segnen und belohnen!"

Dann zog sie sich stillschweigend zurück, und ihr Gebet ward ohne Zweifel erhört, denn ich genoß endlich einige Stunden ruhigen Schlafes.

Der Offizier.

Wie traurig mögen Ihnen die ersten Tage nach dem Tode Ihrer geliebten Schwester erschienen sein!

Der Aussätzige.

Ich befand mich längere Zeit in einer Art von Betäubung, welche mich unfähig machte, den ganzen Umfang meines Unglückes zu fühlen. Als ich endlich zum vollen Bewußtsein gelangte, und im Stande war, meine Lage zu beurtheilen, war ich nahe daran, den Verstand zu verlieren. Dieser Zeitabschnitt wird stets doppelt traurig für mich bleiben: er erinnert mich an mein größtes Unglück und an das Verbrechen, welches jenem zu folgen drohte.

Der Offizier.

Ein Verbrechen? Ich vermag es nicht, Sie eines solchen fähig zu halten.

Der Aussätzige.

Es ist leider nur zu wahr, und ich fühle wohl, daß ich durch das Bekenntniß dieses Theiles meiner Lebensgeschichte, viel, sehr viel in Ihrer Achtung ver-

lieren werde; aber ich will mich nicht besser darstellen, als ich bin, und Sie werden mich vielleicht bemitleiden, indem Sie mich verdammen. Schon in einigen Anfällen von Melancholie hatte sich mir der Gedanke unwillkührlich aufgedrängt, meinem Leben mit Gewalt ein Ende zu machen. Doch aus Furcht vor Gott wies ich ihn stets zurück, als eine Begebenheit, die in hohem Grade einfach, ja kaum geeignet schien, meine Seelenruhe zu stören, beinahe meinen Tod für Zeit und Ewigkeit veranlaßt hätte. — Ein neuer Kummer war zu dem alten gekommen. Seit einigen Jahren hatte sich zu uns ein kleiner Hund gesellt, den meine Schwester sehr geliebt hatte, und ich kann Sie versichern, daß nach ihrem Hinscheiden mir dieses kleine Thierchen zum wahren Troste gereichte. Sicherlich verdankten wir seiner Häßlichkeit, daß er unsern Zufluchtsort zu seiner Wohnung erwählte. Aus der übrigen Welt verstoßen, ward er noch ein Schatz für das Haus des Aussätzigen. Aus Dankbarkeit gegen Gott für die gnädige Zusendung dieses Freundes ward er von meiner Schwester Wunder genannt; dieser Name, der einen grellen Gegensatz mit seiner Häßlichkeit bildete, sowie seine Munterkeit hatten uns oft eine willkommene Zerstreuung in traurigen Tagen gewährt. Ungeachtet meiner

Sorgfalt ließ er zuweilen hinaus; aber niemals war mir der Gedanke gekommen, daß dieß irgend Jemanden einen Schaden zufügen könnte. Gleichwohl wurden dadurch einige Einwohner der Stadt in Angst und Besorgniß gesetzt, da sie dachten, daß der Hund unter ihnen den Keim meiner Krankheit fortpflanzen könnte.

So beschlossen sie, beim Kommandanten hierüber Klage zu führen, welcher befahl, den Hund augenblicklich zu tödten. Einige Soldaten, von mehreren Stadtbewohnern begleitet, kamen in meine Einsamkeit, um den grausamen Befehl zu vollziehen. In meiner Gegenwart befestigten sie eine Schnur um seinen Hals, und schleppten so meinen Freund fort. Als die Gartenthüre erreicht war, konnte ich nicht umhin, ihn noch ein Mal anzublicken. Da sah ich, wie er seine Augen zu mir wandte, von mir Hülfe zu erflehen, die ich ihm nicht zu gewähren vermochte. Man beabsichtigte, ihn in der Doria zu ertränken; aber das Volk, welches ihn außen erwartete, begann ihn zu steinigen. Ich hörte sein Schreien und kehrte mehr todt als lebendig in meinen Thurm zurück. Meine zitternden Kniee vermochten mich nicht mehr zu tragen, und ich warf mich auf mein Bett in einem Zustande, den ich unfähig bin zu beschreiben. In

meinem Schmerze sah ich in dieser gerechten, wenn auch strengen Maßregel, eine ebenso unnöthige als empörende Grausamkeit. Obgleich ich mich heute der Empfindung schäme, welche mich damals beherrschte, so bin ich noch jetzt nicht im Stande, kaltblütig daran zu denken. Den ganzen Tag verbrachte ich in der größten Aufregung. Es war das letzte lebende Wesen, das mir entrissen wurde, und dieser neue Schlag öffnete wieder alle Wunden meines schwergeprüften Herzens. In dieser Stimmung kam ich am selben Tage gegen Sonnenuntergang hieher, um mich auf diesen Stein zu setzen, wo Sie sich eben befinden. Bereits einige Zeit dachte ich da meinem traurigen Leben nach, als ich dort unten bei jenen zwei Birken, welche die Hecke schließen, ein junges Ehepaar gewahrte, das erst vor Kurzem vereinigt ward. Sie wandelten den Fußpfad durch die Wiese entlang und kamen nahe an mir vorbei. Auf ihren schönen Gesichtszügen war die köstliche Ruhe ausgeprägt, welche die Gewißheit des Glückes einflößt; sie gingen langsam, Arm in Arm. Plötzlich hielten sie inne, und die junge Frau umarmte ihren Mann mit Entzücken. Ein banger Schmerz durchzuckte mein Herz. Soll ich es Ihnen gestehen? Zum ersten Male schlich sich der Neid in mein Herz. Bis dahin hatte das Bild

des Glückes sich niemals in so lebhaften Farben mir dargestellt. Ich folgte dem jungen Ehepaare bis zum Ende der Wiese mit meinem Blicke, und ich war eben im Begriffe, sie hinter den Blumen aus den Augen zu verlieren, als ein freudiger Ausruf mein Ohr erreichte; er rührte von ihren beiderseitigen Verwandten her, die ihnen entgegen kamen. Greise, Frauen und Kinder umringten sie; ich vernahm ein dumpfes Gemurmel, erblickte zwischen den Blumen die bunten Farben ihrer Kleider, und die ganze Gruppe schien von einer rosigen Wolke des Glückes umgeben zu sein. Länger vermochte ich nicht dieses Schauspiel zu betrachten; höllische Qualen erfüllten mein Herz; ich wandte meine Blicke hinweg und floh in meine Zelle zurück. Ach Gott! Wie schien mir nun diese öde, dunkel und entsetzlich! „Hier also," sagte ich mir, „soll ich immerdar wohnen, hier also werde ich mein erbärmliches Leben fortführen, das zögernde Ende meiner Tage erwarten? Der Ewige sandte Glück herab, ja er sandte es stromweise auf Alles, was da athmet, herab. Nur ich allein, ohne Hilfe, ohne Freunde, ohne Geliebten .... welch ein fürchterliches Schicksal!" Von diesen traurigen Gedanken erfüllt, vergaß ich des himmlischen Treibens, und vergaß mich selbst. „Wenn," sagte ich mir, „habe ich das

Licht der Welt erblickt? Warum behandelt mich die Natur ungerecht und stiefmütterlich? Gleich einem enterbten Kinde sehe ich vor mir das reiche Erbgut der großen Erdenfamilie; und der Himmel versagt mir meinen Antheil. Nein, nein!" rief ich endlich in einem Anfalle von Wuth aus, „für mich gibt es auf Erden kein Glück mehr! Stirb, o Unglücklicher, stirb! Lange genug hast du die Erde mit deiner Gegenwart verunreinigt; möge sie dich lebend verschlingen, ohne daß du eine Spur deines unglücklichen Daseins zurückgelassen!" Meine tödtliche Wuth wuchs von Augenblick zu Augenblick, und der Wunsch, mich zu zerstören, bemächtigte sich meiner und erfüllte alle meine Gedanken. — Endlich faßte ich den Entschluß, mein Obdach den Flammen preiszugeben, und mich mit Allem, was irgend eine Erinnerung an mich bewahre, in Asche zu verwandeln. Aufgeregt, wüthend eilte ich ins Freie und irrte einige Zeit in der Nähe um meine Wohnung herum.

Unwillkührliches Schluchzen entstieg meiner beklommenen Brust und erschreckte mich selbst in der Stille der Nacht. — „Wehe dir, o Unseliger! Wehe dir!" so schrie ich. Und, als ob Alles zu meinem Untergange beitragen wollte, vernahm ich das Echo wieder aus dem Schlosse Pramalon, das

deutlich die Worte wiederholte: „Wehe dir!" Von Entsetzen ergriffen, blieb ich an der Pforte des Thurmes mit angstklammernd stehen, und das schwache Echo der Berge wiederhallte noch lange: „Wehe dir!" Nun ergriff ich eine Lampe mit dem Entschlusse, Feuer an meine Wohnung zu legen. Ich ging in das nächst gelegene Zimmer hinab, indem ich dürre Zweige und Alles, was sonst noch zum Anzünden nöthig ist, herbei trug. Es war dies das Zimmer, das einst meine Schwester bewohnte, und ich hatte dasselbe seit ihrem Tode nicht mehr betreten. Ihr Bettgestell stand noch an jener Stelle, wie damals, wo ich sie auf demselben zum letzten Male gesehen hatte. Ein Gefühl von Furcht durchschauerte mich, als ich ihren Schleier und einige ihrer Kleidungsstücke erblickte, welche zerstreut im Zimmer umher lagen. Im Geiste glaubte ich die Worte wieder zu vernehmen, welche sie aussprach, als sie aus demselben schied: „Ich werde dich im Sterben nicht verlassen; erinnere dich, daß du in deiner Todesangst von mir umgeben sein wirst." —

Als ich die Lampe auf den Tisch legte, erblickte ich das kleine Schnürchen von dem Kreuze, das sie an ihrem Halse getragen und welches zwischen zwei Blätter ihrer Bibel gelegt hatte. Bei diesem An-

[illegible] trat ich, von einem heiligen Schauder ergriffen, zurück. Vor meinen Augen erblickte ich nun die Stelle des [illegible], in welchen ich im Begriffe stand, mich zu stürzen, und zitternd näherte ich mich dem heiligen Buche. „Hier! hier!" rief ich aus, „ist die Hülfe, die sie mir versprochen hat!" Als ich das Kreuz aus dem Buche hervorzog, fand ich in demselben ein zusammengelegtes Schreiben, welches meine gute Schwester für mich hineingelegt hatte. Die Thränen, die bisher vom Schmerze gehemmt, entquollen nun in Strömen meinen Augen, und alle meine zärtlichen Gefühle verschwammen in einem Augenblick.

Lange drückte ich diesen kostbaren Brief an mein Herz, ehe ich denselben zu lesen vermochte; kaum, indem ich mich auf die Kniee warf, und die himmlische Barmherzigkeit anflehte, öffnete ich denselben, und las schluchzend folgende Worte, die ewig meinem Herzen werden eingegraben bleiben: „Mein Bruder! [illegible] muß ich von dir scheiden, aber ich werde dich nicht verlassen! Vom Himmel herab, in welchen ich einzugehen hoffe, werde ich über dich wachen; ich werde Gott bitten, Er möge dir den Muth verleihen, das Leben mit Ergebung zu ertragen, bis es Ihm gefallen wird, uns in einer andern Welt zu vereinen. Dann werde ich im Stande sein, dir meine

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

„[illegible]"

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

„[illegible]"

„[illegible]?" — [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Theil einer langen, in den tiefen Schacht hinabführenden Leiter.

Kaum war dies geschehen, so erschien ihnen ein großer, schwarzer Zwerg, der sich ärgerlich äußerte, daß sich Thomas, ein Fremder, [illegible] [illegible] der [illegible] Bergleute betreten habe. Thomas aber sprach [illegible]: „Sei doch nicht so [illegible] gegen einen armen Menschen, der keiner Hilfe bedarf; daß wir nicht [illegible] [illegible] und ich nicht [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] hätten?"

Bei diesen Worten verzog sich die [illegible] Miene des vom Hause ganz Zwerges, der dem Fremden hierauf noch eine ganze Strecke weit das Geleite gab.

Unterwegs suchte Thomas seinen Wandersmann und auf sich seinen gewöhnlichen Begleiter ein, an dem kleinen Mühle Stoll zu nehmen. Hierbei erfuhr Thomas, daß man vor Kurzem in dem Schneeberger Gebirge eine neue Entdeckung gemacht, nämlich ein weißes, [illegible] Metall gefunden habe, das im Glühofen gleich Dampf verschwinde und dessen sich nicht einmal ein [illegible] bedienen könne.

Auf ihrer weiteren Wanderung gelangten sie endlich zum nächsten Zechhause. Wo ist hier die Bauern-[illegible] [illegible] ein Gebäude, in welchem sich diejenigen die Bergleute zum Gebete versammelten und wo sie

auch ihre Lichter und dergleichen aufkommen. Die Leute kehren in den nächstgelegenen Sennhütte ein, wo eben eine Gemse geschossen wurde — mit diesem Ausdruck bezeichnet man nämlich den Augenblick, wo man einen Stein aus dem Ofen wegzieht, aus welchem dann gleich einem Feuerstrom, die glühende Erzmasse hervorfließen. — Da die Bergknappen wieder das weiße Metall gewahrten, riefen sie fröhlich und verwundert aus:

„Gewiß findet auch Gott dieses Metall als Gnade für meine Schatten!"

Eisenmann sprach: „Gebt mir ein Stückchen von diesem Erz mit auf die Reise, ich will es dem Münzmeister zu Nürnberg zeigen, der ein gar geschickter Künstler ist." —

Gerne willfahrten sie seinem Verlangen; er verabschiedete sich, dankte den Knappen für ihr freundliches Geleite und trat von Neuem seine Wanderung an.

Als unser Handelsmann nach Nürnberg kam, legte er dem Münzmeister vor, der alsbald das unbekannte Metall für Silber erklärte; aber das beigemischte Erz war ihm unbekannt; es mag wohl Wismuth gewesen sein.

Nicht lange, so gerieth der arme Eisenmann in Verdacht, er habe das falsche Silber zu Nürnbergen

Gebirge gefunden. Aber diese Angabe ließ sich auf keine Weise rechtfertigen, und Sturmer blieb verdächtig, doch nach dieser, daß er [illegible] in einem fremden, fernen Lande von einem Bekannten gegeben worden sei, er jedoch die weitere Auskunft verweigern müsse. —

Nach einiger Zeit wanderte Sturmer wieder in Handelsgeschäften nach Zwickau, wo er leider an einem [illegible] Antheil nahm und sich auf diese Weise eine Gefängnißstrafe zuzog. Da bat er dringend vom Stadtsyndikus, dessen Name Kaulwitz war, gehört zu werden: er habe ihm eine wichtige Mittheilung zu machen.

Sobald Sturmer bei demselben vorgelassen war, eröffnete er ihm die merkwürdige Entdeckung des Silbererzes zu Schneeberg. Augenblicklich erfolgte Sturmers Freilassung, der nun gemeinschaftlich mit Kaulwitz das Silberbergwerk im Fürstenthal bei Schneeberg anlegte.

Schon im Jahre 1474 waren diese erst vier Jahre vorher entdeckten Minen so ergiebig, daß aus den Gruben ([illegible]) jährlich [illegible] Silber gewonnen wurden.

Im Jahre 1477 fand man in der St. Georgen-Zeche eine [illegible] aus gediegenem Silber bestehende Erzmasse von 3½ Ellen Breite und 7 Ellen

Halde, an welcher Herzog Albert von Sachsen, der damals jenes Bergwerk befuhr, mit seinen Begleitern wie an einer Tafel speiste; die Bergleute selber gaben ihm das Mittagsmahl. Aus dieser einen Masse sollen nach dem Berichte eines damaligen Gewerken, des Nikolaus Staude aus Nürnberg, 4000 Zentner Silber ausgeschmolzen worden sein.

Die reichsten Anbrüche fanden sich immer da, wo die Gänge sich durchkreuzten. Das Erz war an solchen Punkten stellenweise in einer Menge zusammengehäuft, wie dasselbe wohl nirgends anders in neuerer Zeit in Europa angetroffen wird. Daher mag die Ausbeute in einzelnen Jahren (wie 1477—1497) ungleich ergiebiger, als in andern gewesen sein, und soll nach Albinus Chronik zuweilen 230,000 Mark, im Mittel aber 100,000 Mark betragen haben. —

In unsern Tagen liefern die Bergwerke der gesammten österreichischen Monarchie nur wenig über oder auch nur gegen 100,800 Mark, davon Ungarn allein 94,300; die der preuß. Monarchie 19,300 Mark.

IV.

Einen Spätherbstabend erkrankte bei Schneeberg, in der Nähe von Annaberg, ein armer, fleißiger Taglöhner und blieb den ganzen Winter über auf Siech-

dem gefesselt. Aber mehr, als seine heftigen körperlichen Schmerzen, als Hunger, Kälte und die Härte seines Strohlagers, peinigte ihn der Anblick seiner armen Kinder, wie seines treuen Weibes, welche mit großer Pflichttreue ihn pflegte und mit wahrer Seelenstärke die schwere Heimsuchung aus Gottes Vaterhand hinnahm.

Auch seine Nachbarn zeigten sich bei seiner langwierigen Krankheit höchst theilnehmend und durchwachten an seinem Lager manche kalte Winternacht; aber zur Erleichterung seiner Armuth vermochten sie wenig beizutragen, da sie selbst größtentheils dürftig waren und große Familien zu ernähren hatten.

Endlich verließen die Schmerzen den armen Taglöhner und bei herannahendem Frühlinge konnte er zum ersten Male seine Hütte verlassen und sich hinaus ins Freie wagen.

Da gewahrte er im Walde eine vom Blitz zerschmetterte Tanne, deren Stock und Wurzeln ihm zum Einheizen in naßkalten Regentagen sehr wünschenswerth erschienen. Der Genesende wandte zum Forstamte und erbat sich dieselbe, und seine Bitte ward gewähret.

Sobald sich nun der Taglöhner hinlänglich gekräftigt fühlte, begann er mit Hülfe seines ältesten Sohnes

den Stock mit den Wurzeln auszugraben. Doch sieh! im selben Augenblicke, als derselbe aus der Erde gehoben ward, entdeckte er einen kostbaren Schatz — eine beträchtliche Masse gediegenen Silbers. Kaum traute er seinen Augen; doch als er sich überzeugt hatte, daß sie von keiner Blendung getäuscht seien, kniete er auf das Moos nieder und dankte Gott mit lauter Stimme für die wunderbare Hilfe in der Noth.

Bald ward an dieser Stelle eine Silbermine angelegt, welche eine reichhaltige Ausbeute gab. Der Taglöhner erhielt für diese Entdeckung ein schönes Vermögen und wurde ein Bergknappe, der in seinen guten Tagen nun keineswegs jene dürftigen Nachbarn vergaß, die ihm in seiner Armuth so viel Nächstenliebe erwiesen hatten.

V.

Unfern des Silberbergwerkes in der Nähe von Schreckenberg fischte einst am Vorabende des hochheiligen Frohnleichnamstages ein dürftiger Mann, um seine Kinder für das Festmahl mit einem guten Fische zu überraschen.

Schon war die Angel in den Bach geworfen, als der Fischer ausglitt und in denselben fiel. Da hielt er sich an einem spitzigen Zacken fest, an welchem

sich seine Hand ritzte. Doch man denke sich sein freudiges Erstaunen, als er entdeckte, daß der Zacken nichts anderes, als gediegenes Silber sei.

Wohl hatte dieser Familienvater noch nie ein so frohes Frohnleichnamsfest gefeiert, als jenes nach seinem kleinen Unfalle, der ihm zum reichen Segen gereichte und ihn auf einmal seiner Armuth entrückte. —

Und so kann uns jeder Unfall des Lebens, den uns Gott ja nur aus Liebe sendet oder aus Liebe zuläßt, zum Segen gereichen. Denn wenn man auch selten dadurch eine Silbermine entdeckt, so vermögen wir doch stets das scheinbare Uebel mit Gottes Hilfe und unserer Mitwirkung, indem wir es mit Geduld hinnehmen und zu unserer inneren Veredlung benützen, in einen himmlischen Schatz zu verwandeln. —

VIII.

Der Gottesacker.

Die letzten Strahlen der scheidenden Sonne begrüßten eben das alte eherne Kreuz in Mitte eines friedlichen Kirchhofes, der am Fuße eines hohen mit Tannen bewachsenen Berges liegt, als ich von einem Abendgange die Schritte heimwärts lenkte. Die Stätte der Todtenruhe übt auf meine Seele immer einen feierlich wohlthuenden Eindruck. — Wie viele müde Herzen fanden hier endlich Ruhe! wie viele innere Kämpfe sind hier ausgestritten! wie mannigfach mag einst das Erdenwallen dieser Schläfer gewesen sein! Mit diesen Gedanken trat ich ein und näherte mich dem ehernen Kreuze, dem eben die Sonne den Scheidegruß bot. Der Todtengräber stand daneben und theilte mir auf meine Fragen bereitwillig einige Bruchstücke aus der Lebensgeschichte der hier Schlummernden mit.

In der Nähe des Kreuzes erblickte ich einen verwitterten Grabstein, welcher mit dichtem Moose bedeckt und mit reichwucherndem Epheu umrankt war. Er deckte die Ruhestätte eines allgemein geachteten Greises, der hundert Mal den Wechsel der Jahreszeiten erlebt hatte. Wie viele Erinnerungen wurden mit diesem Manne in's Grab versenkt! Er hatte die harten Kriegsjahre durchgemacht und oft war der Donner der Schlacht in sein stilles Thal gedrungen. Oft auch hatte er jenen frohen Tag gefeiert, wo man sich dem süßen Wahne hingibt, einen ewigen Frieden geschlossen zu sehen; aber erst, nachdem er das Ziel seines langen Erdenlebens erreicht hatte, begriff der Greis, daß hienieden kein dauerhafter Friede besteht, und daß, wenn selbst der Schwertkampf endet, im Menschenherzen selber ewig nach Frieden gerungen und geseufzt wird.

Zunächst der Kirchenmauer erinnert ein steinernes Kreuz an den frommen Seelsorger der Gemeinde, der von Gott viele Talente empfangen und diese weislich verwaltet hatte; denn er war ein treuer Arbeiter gewesen im großen Weinberge des Herrn, wo er jede ihm anvertraute Rebe mit Sorgfalt gepflegt hatte, damit am wichtigen Tage der Weinlese keine als verdorrt, sondern Alle fruchttragend erfunden würden.

In Ausübung seines hohen Berufes hatte er auch seinen Tod gefunden. Einst brach im Marktflecken, wie in der Umgegend eine ansteckende, verheerende Krankheit aus, während welcher der eifrige Seelsorger Zeit, Gesundheit, Nachtruhe, ja, den Rest seiner Kräfte opferte, um den Kranken Worte des Trostes, wie die heiligen Sterbsakramente zu spenden. In einer kalten Christnacht ward der fromme Priester zu einem armen, fernen Bergbewohner gerufen. Augenblicklich verließ er das Pfarrhaus, um den Wunsch des Sterbenden zu erfüllen. Erst, nachdem er stundenlange einen schmalen, steilen, mit hohem Schnee bedeckten Pfad verfolgt hatte, gelangte er an eine baufällige Hütte, wo er dem Hinscheidenden das kostbare Himmelsbrod brachte, der hierauf in Frieden diese Welt verließ. Kaum war aber der menschenfreundliche Pfarrer von diesem Gange christlicher Liebe beim Morgengrauen heimgekehrt, als auch er von der tödtlichen Seuche ergriffen und auf das Sterbelager geworfen wurde, von dem ihn Gott bald in ein besseres Jenseits abrief. Gewiß hat seine Gemeinde dort in ihm einen treuen Fürbitter gewonnen; denn es besteht ja eine innige Verbindung zwischen den Seelen, die, entfesselt von Körperbanden, hinübergegangen sind, und den Zurückgebliebenen auf dieser Erde, welche ihre

Liebe den Dahingeschiedenen durch Gebete bezeigen, und als Zeichen ihrer Verehrung und Erinnerung den Grabhügel in einen schönen Blumengarten verwandeln. —

Von dem Grabhügel des würdigen Seelsorgers führte mich der Todtengräber zu einer Trauerweide. Darunter schläft eine tugendhafte Mutter, welche durch den Tod plötzlich aus dem Kreise einer liebevollen Familie gerissen wurde. Die herabhängenden Zweige gleichen den Armen der Kinder, welche sich das ganze Leben lang nach der Mutter verlangend ausstreckten, und sie versinnbildlichen auch die Trauer des Herzens auf eine wahrhaft rührende Weise.

Dicht neben diesem Grabe erhebt sich ein kleines Kreuz, das von köstlich duftenden Lilien umkränzt ist. Hier wurde das jüngste Töchterlein der guten Mutter zur Ruhe gelegt; nur einen Einzigen Tag hat es auf dieser Erde gelebt, ohne deren Freuden, noch deren Leiden kennen gelernt zu haben. —

Wenige Schritte von dem kleinen Kreuze entfernt schmückt ein schönes Monument den Hügel, unter welchem ein Jüngling ruht, der mit Aufopferung des eigenen Lebens einen armen Knaben rettete, als dieser unvorsichtiger Weise in den See gefallen war. Welche Auffoderung zu edler Menschenliebe

spricht zu uns aus diesem Grabe! Der Jüngling stand am Vorabende seines Hochzeittages und er hoffte auf eine glückliche Zukunft. Der Tod schnitt diese für das Erdenleben ab. Aber seine edle That eröffnete ihm jenseits wohl ein weit glücklicheres Leben, als die arme Erde zu geben vermag!

Auch sollte er nicht lange von seiner Braut getrennt sein. Ganz in der Nähe befindet sich ein frischer Grabhügel, auf den weiße Rosen gepflanzt sind. Er umschließt die irdische Hülle seiner Verlobten. Das junge Mädchen, tief erschüttert vom Tode ihres Bräutigams, welkte in kurzer Zeit dahin gleich einer halb entfalteten Rose, über die der eisige Hauch des Nordwindes fuhr. —

Aber nicht allein unter stattlichen Monumenten oder blumengeschmückten Gräbern ruhen edle Seelen. Wie im Leben Mancher unscheinbar dahin geht, so schläft auch im unscheinbaren Grabe manches edle Herz. Das sollte ich bei einem schwarzen Kreuze erfahren, das auf einem Grabhügel stand und wobei der Todtengräber bemerkte: „Hier ruht die ärmste und zugleich reichste Person, die je in diesem Marktflecken ihren Wohnsitz hatte. Schon als schwaches Kind stand sie mit zwei noch jüngern Schwestern älternlos im Leben, das sie erst im hohen Alter, nach einer

Reihe mühevoller Tage und nach beständigem Kampfe mit Mangel und körperlichen Leiden, verlassen sollte. Erst zog sie ihre beiden Schwestern heran, pflegte sie dann treulich in schwerer Krankheit und drückte ihnen endlich weinend die Augen zu. Nach dem Tode derselben nahm sie ein armes, verwahrlostes Mädchen in ihre ärmliche Hütte auf, unterrichtete dieses im Stricken, Spinnen und Nähen, theilte mit ihrem Pflegetöchterlein das Brod der Armuth und streute in ihre Seele zugleich den köstlichen Samen echter Gottesfurcht. Selbst arm, übte sie also ihr ganzes Leben lang die Werke der Barmherzigkeit unter steter Selbstverläugnung, und fühlte sich im Besitze innerer Schätze, welche die Religion bietet, reich und glücklich." —

Jetzt ertönte das Geläute des Todtenglöckleins und ein langer Leichenzug bewegte sich in den Kirchhof. Blühende Mädchen trugen den Sarg einer achtzigjährigen Jungfrau, die mir persönlich sehr wohl bekannt war, und ich betete in meinem Herzen: „Gott möge seiner treuen Magd, die ihm während ihres langen Erdenlebens unermüdet mit Fasten, Beten und Arbeiten gedient hatte, jenseits die unvergängliche Krone geben."

Dieses mein Gebet war zugleich ein Gebet der

Dankbarkeit; sie hatte mir, so arm sie war, einen werthvollen Liebesdienst durch Verrichtung einer neuntägigen Andacht erwiesen.

Die Menge zerstreute sich und ein armes Mädchen näherte sich dem Grabe. Halblaut betete sie ein Vaterunser und legte auf den frisch aufgeschichteten Hügel einen großen Immortellenstrauß, den sie mit heißen Thränen benetzte. Der Anblick dieses betenden Kindes ergriff mich tief und erweckte zugleich in meinem Herzen Gefühle des Lobes gegen Gott, der uns die Gnade verleiht, durch Gebete und andere gute Werke, vereint mit den unendlichen Verdiensten Jesu Christi, unsern hingeschiedenen Brüdern und Schwestern noch Liebe beweisen, und jenen ihre Leiden lindern zu können, die noch im Reinigungsorte sich befinden und von dort nach dem Anblicke des Allerhöchsten sich sehnen. —

Bereits trat die Dämmerung ein und sie fand mich immer noch auf dieser friedlichen Stätte, und nur ungerne trennte ich mich von diesem trauten Orte. Noch unter dem Thore mußte ich unwillkührlich innehalten und zurückschauen. „Welches Leben," dachte ich, „entstünde plötzlich in diesem Raume, wenn die Herzen all dieser Hingeschiedenen, welche die kühle Erde hier birgt, wieder beginnen würden zu schlagen, sich zu freuen,

zu sorgen und sich zu quälen mit all den nichtigen Bestrebungen, welche so mannigfach die menschliche Brust bewegen. Ach! mit welch unnützen, vielfachen Sorgen verbittern sich doch die Menschen ihr kurzes Dasein! Dieser fürchtet schon im Frühjahr eine Mißärnte, während vielleicht Gott im kommenden Herbste durch fröhliche Schnitter die Scheune des Kleinmüthigen mit goldenen Garben füllt. Jener wähnt, es stünde ihm eine schwere Krankheit bevor, während er sich der besten Gesundheit erfreut. Manch Andere plagen sich mit Ehrgeiz und Neid, oder trüben ihr Erdenleben mit andern Sorgen, während sie leider oftmals die einzig nothwendige Sorge versäumen, das Reich Gottes zu suchen, das uns allein wahres Glück zu bieten vermag. — Gott gebe Allen, die hier ruhen, eine selige Auferstehung und führe sie ein zur ewigen Freude in Sein himmlisches Reich! Amen!"

IX.

Die christliche Liebe reicht über das Grab hinaus.

Einsam in nächtlicher Stunde kniete einst in stiller Zelle ein ehrwürdiger Abt, als ihm plötzlich ein dahingeschiedener Mönch seines Klosters erschien und ihm sein Leiden im Fegfeuer klagte und dann hinzufügte, daß die Abtödtungen einer armen Frau, welche in einem von ihm bezeichneten Hause der Vorstadt wohne, ihm zur Seligkeit verhelfen könnten.

Von Staunen ergriffen über das, was er vernommen, versäumte der Abt nicht, die arme Frau am folgenden Tage aufzusuchen. Er mußte manche enge Straße durchwandeln, bis er endlich das kleine Haus erreichte. Mühsam erkletterte er die leiterartige Stiege und pochte an die Thüre.

Als er sie öffnete, traf er in der Stube eine reinlich gekleidete Frau, welche emsig mit Spinnen beschäftigt war. Die einzige Zierde der armen

Stube war ein altes Kreuz, das an der getünchten Wand hing.

Das arme Weib war Anfangs über den unerwarteten hohen Besuch sehr erschrocken und kaum getraute sie sich die Augen aufzuschlagen. Doch der Abt redete sie freundlich an und knüpfte mit ihr ein längeres Gespräch an, im Laufe dessen er sie über ihre Beschäftigungen befragte.

„Ich spinne und besorge mein Hauswesen;“ lautete ihre einfache Antwort.

Der Abt suchte nun das Gespräch auf religiöse Gegenstände zu lenken und schloß mit der Frage, ob sie besondere Abtödtungen übe?

Sie entgegnete hierauf in ihrer kurzen, schlichten Weise zu seiner nicht geringen Ueberraschung:

„O nein, auf so hohe Dinge verstehe ich mich nicht.“

„Aber wie kommt Ihr denn Euern religiösen Pflichten nach?“ fragte er weiter.

„Morgens und Abends verrichte ich mein Gebet; dann wohne ich täglich der heiligen Messe bei und empfange öfters im Jahre die heilige Kommunion.“

„O, mit mir, einem alten Diener Gottes, dürft Ihr schon aufrichtig reden. Ich habe Gründe anzunehmen, daß Ihr strengere Abtödtungen übt, gutes Weib.“

Die Frau schüttelte den Kopf und sagte: „Mein Leben ist einfach und es ist kaum der Mühe werth, davon zu erzählen. Aber weil Ihr es, hochwürdiger Herr, verlangt, will ich Euch nicht verhehlen, daß mein Mann öfters übler Laune ist, und ich ihm dann nicht leicht etwas recht machen kann." — Die Frau zögerte, doch der Abt ermunterte sie zur Fortsetzung mit der Frage:

„Und wie benehmt Ihr Euch dabei?"

„Je, nun, ich **schweige**. — Leider ist mein Mann auch dem Trunke ergeben und dann bekomme ich öfters Schläge. Aber wenn das vorüber ist, flüchte ich mich zum Kruzifixe, und werfe mich vor demselben auf die Knie nieder und bitte den lieben Heiland, er möge das Erduldete als Opfer für meine Sünden hinnehmen." —

„Jetzt begreife ich," dachte der Abt, „daß dieses Weib auf eine Gott wohlgefällige Art die Abtödtung übt."

Er empfahl nun derselben die arme Seele des Mönches und bat, desselben im Gebete täglich zu gedenken und ihre Leiden für ihn aufzuopfern. Dann entfernte er sich tief ergriffen, und der Gedanke an die tugendhafte Frau mit dem einfaltsvollen Herzen erfüllte seine ganze Seele, und ermunterte ihn, ihr

Verhalten bei seinem eigenen Streben nach Tugend sich zum Muster zu nehmen.

Bald nach Entfernung des Abtes kam der Mann jener Frau betrunken nach Hause und schlug wieder sein armes Weib auf grausame Weise. Als er sie etwas vor sich hin murmeln hörte, befragte er sie mürrisch hierüber.

„Ich opfere meine Schmerzen für eine arme Seele auf."

„Gut denn!" rief der Mann höhnisch, indem er sein Weib mit verdoppelter Wuth zu schlagen begann, „im Fegfeuer gibt es noch viele arme Seelen zu erlösen, da hast du noch etwas dazu!"

Die Dulderin schwieg und blickte demüthig zum Himmel, mit Inbrunst zu Gott flehend. —

Noch am selben Abende erschien der hingeschiedene Mönch dem Abte wieder und theilte ihm die frohe Kunde mit, daß die Abtödtungen der armen Frau ihm zur Seligkeit verholfen hätten.

O wie wohlgefällig sind dem lieben Gott die täglichen, scheinbar kleinen, dem Auge der Welt verborgenen Abtödtungen! wie zeigt sich gerade in ihnen die wahre Seelengröße! Denn es ist leichter, Eine

große Ueberwindung zu üben, als täglich wiederkehrende Ungerechtigkeiten schweigend zu tragen. Was ist es aber auch Herrliches um die christliche Liebe! Sie reicht über das Grab hinaus und bringt den leidenden Brüdern und Schwestern noch jenseits lindernden Balsam durch die Gnade Gottes, der ja Selbst die lautere Liebe ist. —

I.

Das Hirtenmädchen.

Eines Tages suchte ein durchreisender Juwelenhändler das Gut eines vornehmen Grafen auf, um ihm seine kostbare Waare zum Kaufe anzubieten. Während der Graf die Demanten seltener Größe, die herrlich funkelnden Rubine, Smaragde, Saphire, die in Regenbogenfarben spielenden Opale nebst den anderen Edelsteinen betrachtete, fiel sein Blick unwillkürlich auch in die Ecke des Zimmers, wo seine Kinder eine große Masse Kieselsteine mit nicht geringer Sorgfalt säuberlich aufgeschichtet hatten. Dieser Gegensatz ergriff sein Gemüth und er sprach zu sich:

„Möchten wir doch Alle auf unserer Lebensreise, dem umsichtigen Kaufmanne gleich, Edelsteine sammeln, — ich meine damit gute Werke, die ihren Glanz ewig behalten, — statt gleich den Kindern unächte Steine aufzuhäufen, die keinen Werth besitzen." —

Erfüllt noch von diesen Gedanken eilte der Graf

nach Entfernung des Kaufmanns ins Freie und durchstreifte in vieler Bewegung die grünen Auen und goldgelben Felder seines Besitzthums.

Gerührten Herzens dankte er Gott für den reichen Segen der Fluren, als er ein kleines Mädchen, laut schluchzend mit fliegenden Haaren und geröthetem Gesichte daherreilen sah.

„Was ist dir, mein Kind? Was eilst du so und warum weinst du?“ rief ihm der Gutsherr zu, indem er das arme Mädchen aufhielt und es näher betrachtete; denn es glich in diesem Augenblicke einem vom Wolfe gehetzten Lämmchen.

„Verzeihen Sie, gnädiger Herr, daß ich Sie gar nicht gegrüßt habe!“ erwiederte die Kleine, Athem schöpfend; „aber in der Eile und Angst habe ich gar nichts gesehen; denn seit zwei Stunden laufe ich vergeblich meiner Kuh nach. Wenn ich sie nur noch auffinde, sonst geht mir's böse bei meinem Herrn.“

Das Mädchen wollte weiter eilen, aber der Graf hielt es immer noch zurück und sprach:

„Beruhige dich! wir wollen sehen, was zu thun ist. Freilich hättest du besser Acht geben sollen auf ein dir anvertrautes Gut.“

Bei diesem Vorwurfe brach das Kind in ein lautes Schluchzen aus und sagte:

„Sie haben freilich Recht; aber als ich kürzlich auf der Wiese lag und neben mir die Kuh weidete, hörte ich einen lauten Schrei und beim Aufschauen sah ich auf der nahen Landstraße den umgeworfenen Milchwagen unserer Nachbarin, die immer so gut und freundlich mit mir ist. Da vergaß ich meine Kuh und eilte zu der alten Frau, welche ohnmächtig neben den ausgeflossenen Milchkübeln im Straßengraben lag. Zum Glück hatte sie sich nicht bedeutend beschädigt. Mit meiner Hülfe erhob sie sich wieder, und ich erfuhr nun, daß sie in ihrer Ermüdung ein wenig eingeschlafen sei. Da mußte das kleine Rößlein gestolpert und der Wagen umgestürzt sein, wodurch sie den Verdienst einer ganzen Woche verloren habe. Wir richteten hierauf mit gemeinschaftlicher Anstrengung den Wagen wieder auf und ich eilte auf die Wiese zurück; aber ach, meine Kuh war fort."

Als der Graf die einfache Erzählung vernommen hatte und das Kind, dem seine Hülfeleistung so theuer zu stehen gekommen war, in seinen Thränen erblickte, fühlte er in seinem Herzen eine Stimme, die ihn aufforderte, demselben zu helfen, und er dankte Gott für die schönste Gelegenheit, einen kleinen Edelstein für den Himmel sammeln zu können. Er sprach also milde tröstend zu der Kleinen.

„Beruhige dich, mein armes Kind, ich will dir helfen, die Kuh zu suchen, und finden wir sie nicht, nun, so will ich für eine neue Kuh sorgen und dich zu deinem Herrn begleiten, damit dir kein Leid geschieht."

Sie gingen nun mit einander weiter und fanden nach geraumer Zeit glücklich die Kuh. Der Graf aber sagte zu dem Mädchen, das ihm ob seiner Gutmüthigkeit sehr gefiel:

„Möchtest du nicht lieber zu mir auf's Schloß kommen, als auf der Weide hüten? Du könntest da allerlei Nützliches lernen und später in den Dienst meiner Frau treten, wo es dir gewiß gut ergehen wird."

Das Mädchen hüpfte vor Freude, sah ihn verwundert an und rief: „Was? ich könnte zur gnädigen Herrschaft ins Schloß kommen! Freilich möchte ich dies! Lieber heute als morgen!"

Der Graf lächelte über diesen offenen Ausdruck ihrer kindlichen Freude; er ging mit ihr selbst ins Dorf und schon am andern Tage hielt die Kleine ihren Einzug ins Schloß, wo sie nach wenig Jahren zum Stubenmädchen, dann zur Kammerjungfer bei den gräflichen Kindern ernannt ward, die sie bald recht lieb gewannen. Genovefa, so hieß das ehemalige Hirtenmädchen, war aber auch ein Muster der Dankbarkeit, des Fleißes und der Bescheidenheit.

[illegible]

[illegible]

„[illegible]“

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] [illegible] [illegible]

[illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

„[illegible]“

„[illegible]“

„[illegible]“

[illegible]

„[illegible]“

„[illegible]“

„Nun, so laß hören, was es ist; doch zuerst sag' mir deinen Namen."

„Hilarius heiße ich."

„Also Hilarius, was wünschest du von mir? Rede frei und gerade heraus und fürchte dich nicht."

„Wenn Sie's gütigst erlauben, Herr Director, ich möchte hier gerne [illegible] Violinspielen lernen."

„Wie meinst du das, Hilarius," erwiderte [illegible] der freundliche Herr; — „das geht nicht so leicht, wie du meinst; das erfordert Talent und außerdem viel Mühe und Aufopferung. Du weißt, was [illegible], noch nicht [illegible] können."

„Meinen Sie, weil ich so klein bin?" fiel der Knabe mit gerötheten Wangen in's Wort. „Das ist freilich wahr; aber ich bin älter, als ich aussehe. Die Mutter meint, ich könne nicht wachsen, weil wir so arm sind und ich kein Frühstück bekomme. Wenn ich einmal recht schön geigen, dann soll's dem Vater und der Mutter auch besser gehen. O hören Sie mir doch ein wenig, dann seh'n Sie, mein Herr Schullehrer hat mir's gezeigt."

„Nun so laß einmal hören," sagte der Director lächelnd.

Mit der unschuldigsten Miene begann nun der kleine Hilarius seine Violine zu stimmen. Mit seinem

[illegible] Ton, — und [illegible]. Der alte [illegible]

„[illegible]? [illegible]“

[illegible]

„[illegible]!“ [illegible]

wie gleich, „krank bin ich nicht und ich habe auch keine schlechte Note erhalten; — aber —"

„Aber?" — wiederholte die Mutter ängstlich, „was hast du angefangen, Hilarius?"

„O, du wirst mich zanken und ich fürchte mich, es dir zu sagen."

„Heraus mit der Sprache, Hilarius, du machst mir Sorge."

„Nun, ich bin beim Director des Conservatoriums gewesen, wo man das Geigen lernt, und ich habe ihn gebeten, mich in die Schule zu nehmen, und er will es thun, wenn Ihr für mich bezahlt!"

Heraus war das Geheimniß und Hilarius athmete tief auf. Die Mutter aber schlug die Hände zusammen, der Vater runzelte die Augenbrauen, und Beide riefen einstimmig: „Aber Hilarius! was ist dir eingefallen?"

Endlich sprach die Mutter: „Im [illegible] wirst du nun gleich mit mir wieder zum Herrn Director gehen, ihn um Verzeihung bitten und die abschlägige Antwort bringen; denn woher sollten wir armen Leute das Geld nehmen?"

Das war ein schwerer Gang für den armen, [illegible] von so schönen Hoffnungen beseelten Knaben. Er fühlte sich so niedergeschlagen, wie ein [illegible]

waren, die bei einbrechendem Hungerwinter keine ganze Ernte erhalten wollten. Schweigend, in tiefster Herzens-Betrübniß machte der Knabe den Wegweiser für seine Eltern und [illegible] begleitete dieselben, als sie dem Förster erklärten, wie [illegible] ihr Sohn gehandelt habe und wie gänzlich unmöglich es ihnen sei, den thörichten Wunsch ihres Kindes zu erfüllen.

Als der Förster die Erklärung vernommen hatte und die verweinten Augen des Knaben sah, dessen Hoffnungen mitten im Entstehen geknickt worden waren, fühlte er herzliches Mitleid; denn er kannte [illegible] [illegible] [illegible], wie [illegible] ein [illegible] [illegible] sei. Er sprach daher nach kurzem Nachdenken:

„Ich muß Euch sagen, daß der Schüler ein großes Wohlgefallen an Eurem Knaben gezeigt hat, und daß ich glaube, er möchte dich einst bei guter Pflege solche Zinsen tragen, [illegible], daß Euch das [illegible] gebrachte Opfer nicht reuen würde. Daher will auch ich das Meinige thun und dem Knaben die Hälfte der Einlage zuschießen."

Bei diesen Worten athmete [illegible] mit erneuter Hoffnung auf, und dankend blickten seine blauen Augen zuerst auf den gütigen Menschenfreund, und dann fragend und bittend auf seine Eltern.

Unterrichte machte selbst das fast Unmögliche möglich; denn sie sahen nun die eigene Entbehrung zu Gunsten des Kindes, und so gingen auch der Vater und die Mutter unseres Hilarius nach kurzer Berathung auf den Vorschlag ein. Der hocherfreute Knabe küßte innig dankend die Hände des Directors und kehrte glückselig mit den Eltern nach Hause zurück.

Schon am andern Tage durfte Hilarius in das Conservatorium als Schüler eintreten. Welche Freude wurde ihm da zu Theil! Der gütige Herr legte eine neue Violine in seinen Arm und sagte lächelnd: „Hab' sie nur recht lieb, Hilarius! sie gehört dir eigen. Ich wünsche, daß sie dir Glück bringen möge."

Hilarius fühlte sich jetzt schon ganz selig. Es mag es etwa dem Reisenden zu Muthe sein, der nach vielen überstandenen Schwierigkeiten endlich das lang ersehnte Goldland erblickt. Seine Augen strahlten vor Wonne und sein Blick schien Allen, denen er begegnete, zuzurufen: „Seht mich an, wie glücklich bin ich!"

Der Director schenkte dem Knaben ganz besondere Aufmerksamkeit und gewann ihn von Tag zu Tag lieber; denn es war nicht nur ein talentvoller und fleißiger — sondern auch ein bescheidener Junge. Schon nach dem ersten halben Jahre errang er sich

einen Freitag im Conservatorium, wodurch seinen armen Aeltern eine große Erleichterung zu Theil ward. Und so rückt denn die von dem Director verheißene schöne Zukunft immer näher. Mit jedem Jahre wird die Verwirklichung dieser Hoffnung sicherer, und gegenwärtig erntet Hilarius bereits Anerkennung und Ehre, so daß sein Lebensschifflein dem ersehnten Goldlande nicht mehr ferne steht. —

Sein Beispiel aber zeigt neuerdings, wie das wahre Genie oft erst mit vielen und mannigfachen Hindernissen zu kämpfen hat, ehe es an's Tageslicht hervordringen kann, einem Getreidekörnlein vergleichbar, dessen zarter Keim erst die harte Erdscholle durchbrechen muß, um nach und nach zu einer Aehre heran zu reifen, welche Segen bringt. Anerkennung und Ehre sei demjenigen, der es nicht an Mühe fehlen läßt, um sein Ziel zu erlangen!

XIII.

Wachen, Träumen und Wiedererwachen.

Einst fuhr mein Reisewagen an einem naßkalten Tage der zweiten Hälfte Aprils die breite Landstraße entlang, die an beiden Seiten von Wiesen umgeben war, welche an jenem Nachmittage einen eigenthümlichen Eindruck machten, da man theilweise ihr grünes, willkommenes Frühlingskleid erblickte, andererseits sie noch an vielen Stellen mit dichtem Schnee bedeckt sah.

„Welch ein Bild des Erdenlebens!" rief ich aus, „wie nahe stehen auch hier oft süße Hoffnung und frostige, schmerzliche Enttäuschung neben einander!"

Vertieft in diese Betrachtung erreichte ich spät Abends das Gasthaus einer alten ehemaligen Reichsstadt, wo ich auf meinem Zimmer bald in einen wohlthätigen Schlaf versank.

Im Traume, der mich in die frohe Zeit der Kindheit zurückführte, sah ich mich in Gesellschaft

meiner Erzieherin und meiner fernen Schwestern. Wir saßen traulich in einem großen Garten auf einer ländlichen, hochgelegenen Bank, und hörten mit innigem Vergnügen der Ersteren zu, welche uns das gemüthliche, in alemannischer Mundart verfaßte Gedicht: „das Habermus“ betitelt, vorlas. Als dasselbe geendet war, hatte sie Hebels rührendes Nachtwächterlied begonnen. Da ward ich plötzlich durch den lauten Ruf des städtischen Nachtwächters geweckt. Seine Stimme war vielleicht schon von ferne in mein Ohr gedrungen, und mochte wohl zum Gewebe des letzten Theils meines Traumes Einiges beigetragen haben.

Aber welche Enttäuschung empfand ich beim Erwachen! Zerronnen war das freundliche Bild, entschwunden die lieblichen Gestalten, statt im Kreise meiner Lieben fand ich mich wieder weit getrennt von denselben, einsam und allein.

Da erfaßte mich eine unnennbare Wehmuth, und lange blieb der erquickende Schlaf von meinen müden Augenliedern gebannt.

Wie nun ein Gedanke den andern gebiert, so fiel mir während meines Wachens auch eine den Dichter Hebel betreffende Anekdote ein, deren Mittheilung allen jenen, denen dieselbe noch unbekannt ist, vielleicht willkommen sein möchte.

Als einst genannter Dichter, von bangen Sorgen gequält, eine schlaflose Nacht zubrachte, vernahm er deutlich aus dem Munde des Nachtwächters folgende, von ihm selbst verfaßte Strophen:

„Loset, was i Euch will sage,
„D'Glocke het Zwei g'schlage. —
„Und wem scho wieder, eh's no tagt,
„Die schweri Sorg' am Herze nagt,
„Du arme Tropf, di Schlof isch hi'!
„Gott sorgt! Es wär' nit nöthig gsi."

Tief beschämt fühlte sich bei diesen Worten der Dichter des Nachtwächterliedes, daß er sich so dem Kleinmuthe hingegeben hatte. Von neuem Vertrauen belebt, warf er all seine Sorgen an Gottes lieben des Vaterherz, und bald schloß seine Augen ein wohlthuender Schlaf, von welchem er gestärkt am Morgen erwachte. —

Wohl mag es zuweilen geschehen, daß der Dichter, indeß er Worte des Trostes in die Welt hinaus sendet, denselben unbegreiflicher Weise die Pforte seines eigenen Herzens verschließt.

XIV.

Die Weihnachtsbescheerung einer Blinden.

Eine blinde, reiche Holländerin hatte einst zur Vorfeier des hochheiligen Weihnachtsfestes eine kleine Weihnachtsbescheerung für solche Kinder bereitet, deren Aeltern zu arm waren, selbst ein Bäumchen zu zieren. Um nun solche Kinder aufzufinden, unternahm sie am heiligen Abend, von einer Freundin auf dem schlüpfrigen Pfade geführt, einen weiten Spaziergang in die umliegenden Dörfer.

Der Mond schien freundlich und sein Widerschein glitzerte in den festlich mit Eisnadeln geschmückten Bäumen.

Die Blinde bat ihre Begleiterin, sie auf jegliches Kind aufmerksam zu machen, welches sie traurig am Wege finden würde; denn es schien ihr als ein sicheres Zeichen, wenn an jenem Tage ein Kind weine, daß auf dasselbe im Aelternhause kein Baum warte. —

Bald begegneten sie einem kleinen Mädchen, welches mit rothgeweinten Augen auf ein mit Schnee belastetes Tannenbäumchen hinstarrte. Nicht lange nachher trafen sie einen armen, schluchzenden Knaben, der auf einem Schubkarren ein mit buntem Papier geziertes Bäumlein für ein fremdes Kind nach der Stadt brachte.

Die mitleidige Dame lud diese, sowie alle anderen Kleinen, die ihr noch bezeichnet wurden, freundlich ein, zur Weihnachtsbescheerung in ihr Haus zu kommen.

Bald folgte den beiden Fräulein eine nicht unbedeutende Schaar, und so groß vorher die Betrübniß dieser Kleinen war, so freudig malte sich jetzt die hoffnungsvolle Erwartung auf ihren Gesichtern.

Sobald die Damen ihre Wohnung erreicht hatten, wurden die ungeduldigen Kleinen in ein freundliches Gemach geführt.

Mit großer Spannung und freudig klopfendem Herzen harrten sie da auf den Ruf der einladenden Glocke. Endlich erfolgte dieses sehnlich erwartete Zeichen, die Thüre öffnete sich und die frohlockenden Knaben und Mädchen sprangen in den festlich erleuchteten Saal, wo ein Sängerchor ein frommes Lied anstimmte. Lange blieben die Kleinen vor dem

großen, mit rothbackigen Aepfeln, Nüssen und Pfefferkuchen geschmückten Baume stehen, welcher von nützlichen Kleidungsstücken umgeben war.

Jedes Kind erhielt nun zunächst ein Kleidungsstück, einen Wecken schwarzen Brodes, sowie ein kleines Büchlein, mit lehrreichen Erzählungen und manch frommem Liede; auch ward jedes mit einem roth eingebundenen Gebetbuch überrascht.

Die blinde Dame unterhielt sich lange mit den entzückten Kleinen, erkundigte sich nach deren Aeltern und Geschwistern, und ermahnte sie zum Abschied freundlich, das liebe Jesukindlein immer vor Augen zu haben und demselben stets nachzuahmen.

Innige Rührung erfüllte dabei das Herz der blinden Wohlthäterin, welche sich bemüht hatte, obgleich ihr eigenes Auge von Nacht umhüllt war, die freundlichen Kinderaugen mit einem reich geschmückten Christbaum zu beglücken; und in ihrem liebreichen Gesichte spiegelte sich das süße Bewußtsein, das ihre Seele durchdrang, Andern wohl gethan zu haben.

Nachdem die frohe Kinderschaar laut singend, gleich zwitschernden Vögeln, den Christbaum abgeleert, dann den süßen Schmuck friedlich unter sich getheilt hatte, verließen sie, ihrer Wohlthäterin kindlich dankend, den Weihnachtssaal und eilten in ihre ärm-

lichen Hütten zurück, wo sie laut verkündeten, daß bei ihnen das Jesuskindlein eingekehrt sei.

Und mit ihren erfreuten Aeltern vereint flehten sie andächtig zum lieben Jesuskindlein, es möge einst ihrer blinden Wohlthäterin die Freude bescheeren, mit verklärten Augen im Himmel Seine Herrlichkeit zu schauen.

XV.

Ein Besuch im Spital der Unheilbaren.

An einem kühlen April-Nachmittage wanderten zwei Freundinnen raschen Schrittes zum freundlich gelegenen Gasteig, um daselbst das Spital der Unheilbaren zu besuchen, das auf dieser gesunden Anhöhe gelegen ist. — Nach einer guten halben Stunde war die Ringmauer erreicht, und ihnen bald der Einlaß in das Innere gewährt.

Sie befanden sich jetzt in einem Gärtchen, das mit Aurikeln und andern lieblichen Frühlingsblumen geziert war. Von da wurden die Damen von der Frau Verwalterin mit freundlicher Bereitwilligkeit in das Spital eingeführt, wo sich auch bald der theilnehmende Seelsorger einfand, dem Gott einen schönen, aber schweren Beruf ertheilte.

Die Krankensäle bieten eine große Mannigfal-

tigkeit des menschlichen Elendes dar. Hier sieht man Leidende mit verkrüppelten Händen, die in ihren traurigen Zustand theils durch Gicht theils durch Lähmung versetzt worden sind. Dort findet man Blöde und Geisteszerrüttete, deren Anblick ernst mahnet, man solle sich Nichts auf den Verstand einbilden, der ja wie alle unsere geistigen und körperlichen Vorzüge nur ein Geschenk des lieben Gottes ist, welches Er uns in jeglichem Augenblicke aus weiser Absicht wieder entziehen kann. Der Verstand namentlich ist oftmals einer Seifenblase gleich, die einen Augenblick in bunten Farben glitzert und bald darauf gänzlich vor unsern Augen verschwindet.

In einem andern Gemache trafen die Damen eine Kranke, die sechs Jahre lang mit einem furchtbaren Aussatze behaftet gewesen war. „Gott allein weiß, was ich in jener Zeit ausgestanden habe," sprach sie zu uns; „keine Worte vermögen mein damaliges Leiden zu schildern. Welchen Dank bin ich Gott schuldig, daß Er mein Uebel, wenn auch nicht ganz von mir genommen, doch in dem Maße gemildert hat, daß ich wieder, wie andere Menschen, der Ruhe genießen kann." Als die Damen hierauf den Gang betreten hatten, vernahmen sie plötzlich ein seltsames Geräusch in dem anstoßenden Zimmer, und

als sie hinsahen, gewahrten sie ein unglückliches Mädchen, welches auf eine unheimliche Weise in demselben auf und absprang, indeß sie eigenthümliche Töne ausstieß. Es war der Veitstanz, der einen traurigen Gegensatz zu den heitern Tänzen der rosigen Jugendzeit bildet. —

Was die besuchenden Damen in Erstaunen setzte, war, zu vernehmen, daß nur einer einzigen Wärterin die Pflege dieser vielen Unheilbaren übertragen ist. Aber es genügt. Die Bewohner des Spitals sind nämlich angewiesen, sich selbst gegenseitig hilfreich beizustehen, und sie thun dieß mit löblichem Eifer. Und je mehr dieselben der göttlichen Aufmunterung nachkommen werden, „Traget Einer des Andern Lasten, damit das Gesetz erfüllt werde!" desto mehr Trost und Erleichterung werden sie in ihren Leiden finden. Sollte es aber geschehen, daß auch dann der liebe Gott noch eine Zeit lang den Leidenden den Trost entzöge, so ist dieß sicher nur, um sie nach treu bestandener Prüfung mit himmlischen Gütern desto reichlicher zu segnen. —

Auf dem Gange fortschreitend gelangten die Freundinnen hierauf in die Kapelle, wo sich die Kranken dreimal des Tages im Gebete versammeln. Ist es nicht ein rührender, herzergreifen-

der Anblick, daß Unheilbare für das Heil ihrer Nebenmenschen zu Gott flehen?

Nach geendetem Kirchenbesuche führte man die Damen in den Gemüsegarten, der auch mit mannigfaltigen Blumen, wie blühender Kaiserkrone, Hyazinthen u. dgl. geschmückt war. Ein freundlicher alter Gärtner besorgt denselben, der ihnen sehr wohlgehalten schien, schon mehr denn 30 Jahre lang. Dieser alte Mann öffnete sofort den Damen den Ausgang; aber ehe sie die Ringmauer verließen, baten sie noch den sie begleitenden Priester, ihnen zu erzählen, woher es seinen Ursprung habe, daß man die Bitte um das Gebet der Unheilbaren mit drei Gaben begleite.

„Im 17. Jahrhundert,“ so lautete seine Mittheilung, „gab ein Bürgermeister aus München die beträchtliche Summe von 140,000 fl. zur Erbauung des Gasteig-Spitales, wohin nun die Kranken aus dem Siechenhause zu Schwabing, das hierauf einging, gebracht wurden.

Während der schauerlichen Pest, die bald nachher in München ausbrach, flehten die Unheilbaren inbrünstig um Abwendung dieser schrecklich verheerenden Krankheit zu Gott, und siehe, bald erfolgte das Erlöschen des schrecklichen Uebels.

Hiedurch wurde ein so großes Vertrauen auf

das Gebet der Unheilbaren erweckt, daß man von dieser Zeit an oft bei vorkommenden Krankheitsfällen seine Zuflucht zu demselben nahm, indem man zu Ehren der heiligen Dreifaltigkeit 3 Gaben in Naturalien oder in Geld für die unglücklichen Bewohner des Spitals beilegte." —

Der Abend war bereits angebrochen, als die beiden Freundinnen die Mauern des Spitals verließen, wo sie gerne noch länger verweilt hätten; denn der Umgang mit Unglücklichen ist dem menschlichen Herzen so heilsam.

Auf dem Heimwege beschäftigte sie der Gedanke, wie unrecht es doch sei, Stunden und ganze Tage in unnützem, ja oft leichtfertigem und sündhaftem Geplauder zu vergeuden, statt Zeit und Zunge zum Dienste der armen Kranken zu verwenden, deren Leidensnacht man oftmals durch theilnehmend freundliche Worte wenigstens für Augenblicke zu erhellen vermag.

XVI.

Ein Besuch im Rettungshause zu Indersdorf.

An einem sonnenreichen Mainachmittage unternahm ich mit drei mir wohlbekannten Damen einen Ausflug zur segensreichen Erziehungsanstalt verwahrloster Kinder beiderlei Geschlechtes, das vor ein paar Jahren von der die armen Kleinen so mütterlich liebenden Gräfin Butler zu Haimhausen gegründet wurde. Später, da die Mauern dieser Zufluchtsstätte zu enge wurden, übersiedelte die Kinderschaar nach dem ehemaligen Klostergebäude zu Indersdorf, das, von einem bayerischen Fürsten gegründet, erst von Augustiner-Mönchen, dann von Salesianerinnen bewohnt wurde.

An der Schwelle des Rettungshauses empfing mich auf eine sehr freundliche Weise die Gräfin Butler, welche mir selbst ihre kostbaren Kleinodien, diese hilfsbedürftigen, von ihr aufgesuchten Kindlein zu

zeigen wünschte; ferner der ehrwürdige Herr Dekan, dessen Auge mit väterlicher Sorgfalt auf dieser Anstalt ruhet, sowie der für das Gute begeisterte Herr Cooperator, welcher als treuer Schüler Christi guten Samen in die kindlichen Herzen streuet, und diesen sorgfältig heget und pfleget, auf daß er einst zu schönen Früchten fürs ewige Leben heran reifen möge; dann die wackere Oberin der barmherzigen Schwestern mit noch andern drei Mitgliedern dieses Ordens, deren stilles, mit Gott vereintes Wirken sich nicht nur in dem mit musterhafter Ordnung und Reinlichkeit geführten Haushalte kund gibt, sondern auch in den frohen, friedlichen Gesichtszügen der armen Kinder ausgeprägt ist, die man mit liebender Hand dem schauerlichen Abgrunde geistigen wie leiblichen Elendes zu entreißen sucht. Auch der eifrige Lehrer fehlte nicht, der sich selbst anbot, das ihm v[illegible]n Schöpfer verliehene Talent zum Wohle der Kleinen zu verwenden, die, wie es scheint, sich auch ihrerseits bemühen, sein menschenfreundliches Streben durch guten Willen zu vergelten.

Es freute mich, Zeuge des Fleißes dieser Kleinen zu sein. Ich sah eine Probe ihrer schönen Schrift, hörte die guten Kinder, wie sie mit hellklingenden Stimmen eine Volkshymne sangen; einige lasen mit

kleine Erzählungen vor, und ein Mädchen deklamirte etwas Auswendiggelerntes mit vielem Ausdrucke.

Nachdem man uns gastfreundlich mit einem erquickenden Vesperbrode bewirthet und die verschiedenen Räumlichkeiten — unter diesen die gesunden, luftigen Schlafsäle mit den reinlichen Betten, und die Schreine, theilweise mit Wäsche und Strümpfen angefüllt, — letztere Arbeiten der emsigen Kinderhände — gezeigt hatte, führte man uns in die alte Kirche, wo die irdischen Ueberreste von sieben Gliedern aus dem Hause Wittelsbach ruhen. Welch mannigfache Gebete von frommen Mönchen und Klosterfrauen und aus einfältigen Kinderherzen mögen in diesem Gotteshause, — das leider viel von seinem Glanze verloren hat, seit es nimmer zu einem Kloster gehört, — zum Throne des Ewigen empor gestiegen sein! —

Ehe wir die Rückkehr antraten, zeigte man uns auch noch die wohl gescheuerte Küche, die Speisekammer, den Stall, dann den Gemüse- und Obstgarten, die Wiesenplätze und die alte Lindenallee, wo einst die Salesianerinnen zu ihrer Erholung nach eingenommener Abendmahlzeit lustwandelten, endlich die Ruhestätte der im Herrn entschlafenen Klosterfrauen, deren Namen auf einer von der Gräfin Butler errichteten steinernen Tafel verzeichnet sind.

Spät am Abende erst schieden wir von dieser dem Herzen so wohlthuenden Anstalt, auf welcher sichtlich der göttliche Segen ruht. Ja, der allgütige Gott scheint gnädig auf dieses geistige, durch den himmlischen Thau der christlichen Liebe befruchtete Saatfeld herabzublicken, und es in seiner unermeßlichen Barmherzigkeit mit seinen Vaterarmen zu schirmen. —

Die Heimfahrt war von günstigem Wetter begleitet; süßer Wohlgeruch erfüllte die kühlende Abendluft; emporstiegende Lerchen sangen ihre fröhlichen Loblieder zur Ehre Gottes, und am tiefblauen Himmel erglänzten Millionen und Millionen mannigfach leuchtender Sterne.

Gott gebe, daß viele Liebesgaben, seien es auch nur glänzende Kreuzerlein, für dieses wohlthätige Haus (das der regen Theilnahme so sehr bedarf) eingehen mögen, damit es in Bälde statt nahe an hundert — sechshundert arme, verlassene Kinderlein aufnehmen könne, wozu das so sehr geräumige Klostergebäude hinlänglichen Platz darbietet. Möge dabei die traurige Erfahrung, daß manches Gute von einigen Armen mit leichtsinnigem Auge betrachtet wird, kein Hinderniß sein, daß mildthätig gesinnte Herzen sich thätig an einer so schönen Unternehmung, wie das

Rettungshaus zu Inzersdorf ist, betheiligen, welches natürlich erst dann, wenn es nicht mehr mit Mangel zu kämpfen hat, im Stande ist, sich auf eine recht nützliche Weise zu entfalten, indem durch Ankauf von Grundstücken für ein Hauptmittel zur Heranbildung tüchtiger Knechte und Mägde gesorgt werden könnte.

Möchten endlich die Armen mit dankbarem Herzen diese Anstalt begrüßen, und statt leichtsinnig ihrer Pflichten zu vergessen oder sie zu versäumen, in dem beruhigenden Gedanken Trost finden, daß, wenn sie einstens durch den Tod von ihren Kindlein getrennt werden, und nimmermehr die von ihrem Schöpfer ihnen auferlegten Pflichten zu erfüllen vermögen, daß diese ihre Kindlein alsdann im friedlichen Hause von Inzersdorf mit Liebe aufgenommen, mit Liebe gepflegt und mit Liebe zu guten Christen und brauchbaren Menschen erzogen werden.

XVII.

Robert.

Aus dem Französischen.

„Ich möchte viel darum geben, die Fortsetzung dieser Geschichte zu wissen. Wie langweilig ist es, nur einzelne Blätter von einem Werke zu besitzen!" — Während Robert, ein kleiner Knabe von 12 bis 13 Jahren, also zu sich sprach, vernahm er den Glockenschlag der Pfarrkirche.

„Sieben Uhr!" rief er aus, — „ist es möglich, daß es schon sieben Uhr ist! — Das macht die Unterhaltung. Die Großmutter ist ohne Zweifel schon lange aufgestanden!" Mit diesen Worten beeilte er sich, die einfachen Kleidungsstücke von grobem Tuche anzuziehen, und verließ sein Gemach, um in das anstoßende Zimmer einzutreten. In diesem mit musterhafter Reinlichkeit gehaltenen Zimmer befanden sich mit Ausnahme eines sehr geschmackvollen Schreib-

nichts als solche Möbel, die durch ihre große Einfachheit die Armuth verkündeten. Nicht ferne vom Fenster saß eine Frau von ungefähr fünfzig Jahren mit sanften, edlen Gesichtszügen, und stickte an einem Schleier.

„Ah, du bist es, liebes Kind," sprach sie mit einem Lächeln voll unbeschreiblicher Zärtlichkeit; „ich habe große Sorge getragen beim Aufstehen nicht das leiseste Geräusch zu machen, und Dich nicht aufzuwecken."

„Es ist schon lange her, daß ich nicht mehr schlafe, gute Mutter," antwortete der kleine Knabe, indem er sie zwei- oder dreimal umarmte. „Gestern Abend, als ich nach Hause kam, warst du noch nicht von deinem Gange heimgekehrt und da ich so sehr müde war, legte ich mich zu Bette, ohne dich zu erwarten."

„Daran hast du wohlgethan, mein Liebling. Da ich dein Köpfchen auf dem Tische liegen sah und deine Augen geschlossen fand, so empfand ich hierüber keinen Augenblick Unruhe."

„Und dann diesen Morgen, gute Mutter, bin ich mit dem Tage erwacht; aber unglücklicher Weise öffnete ich den Band der Geschichte Englands, welcher bis auf Karl II. geht, und ich konnte nicht mehr zu lesen aufhören."

„[illegible]“

„[illegible]“

„[illegible]“

„[illegible]“

„[illegible]“

„[illegible]“

„[illegible]“

„[illegible]“

„[illegible]“

„[illegible]“

[illegible]

[illegible]

[illegible]

„[illegible]“

„[illegible]“

„[illegible]“

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

„[illegible]" — [illegible] — „[illegible]?"

„[illegible]"

„[illegible]?"

„[illegible]!" —

„[illegible]"

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

„Danke von Herzen, gute Großmama!" rief nun der arme Knabe aus. „Auch mir [illegible] nicht mehr im Traume [illegible], daß Juliane so [illegible]! Wollen wir nicht einen glücklichen Moment abwarten? Ich verspreche dir, daß ich nichts [illegible] will. Wie [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] ich [illegible] [illegible] zu [illegible]. [illegible] ist [illegible] [illegible]!"

„[illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible]!" [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].

„Im [illegible], [illegible] [illegible], [illegible] ich [illegible] [illegible] in die [illegible] zu [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]; [illegible] ich [illegible] [illegible], dann [illegible] ich einen andern [illegible]." —

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] ein wenig zu [illegible], [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] auf [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. —

Die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] sich nur sehr langsam und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] er sich beim [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] hatte. —

[illegible]

[illegible]

„[illegible]"

[illegible]

[illegible]

„[illegible]"

„[illegible]"

„Nein, im Gegentheil! ich habe eine Brieftasche gefunden!“

„Eine Brieftasche?“

„In derselben befindet sich ein großes Packet Papiere, welche von einer anderen Farbe sind, aber jenen gleichen, welche du voriges Jahr ausgewechselt hast. Erinnerst du dich daran?“

„Banknoten?“

„Ja, so ist es. Nimm! Sieh an!“

Und Robert zog die Brieftasche hervor und gab sie der Großmutter.

„Himmlische Güte!“ rief Frau [illegible]; „es sind Banknoten, jegliche im Werthe von 1000 Franken! Eins, — zwei, — acht, — ja, es sind nicht weniger als zehn!“

„10,000 Franken!“ — rief Robert aus, indem er vor Freuden aufsprang. „Der Himmel schickt [illegible] uns [illegible] Vermögen!“

„Das ist dem Eigenthümer zurückzugeben,“ erwiderte aber Frau [illegible].

Diese Worte dämpften augenblicklich den Jubel des armen Kindes.

„Es ist wahr! Du hast Recht!“ entgegnete er traurig. „Diese Brieftasche gehört uns nicht. [illegible] hat sie Jemand verloren!“

„Und ein solcher Verlust kann eine ganze Familie in Trauer stürzen," sagte Frau Tomasch seufzend.

„Welch ein Kummer in der That muß es sein, auf einmal [illegible] zu verlieren!"

„Das bedeutet, wenn man Kinder hat," sagte die unglückliche Mutter [illegible], indem sie einen tiefen Seufzer ausstieß.

„Aber das wollen wir nicht, wenn die Summe gehört," sagte Robert. „Was müssen wir thun, um sie zurückzugeben?"

„Man könnte den Fund in eine Zeitung einrücken lassen," erwiderte Frau Tomasch; „aber solche Anzeigen kosten gewöhnlich sehr viel."

„Doch diese Rückgabe kann vielleicht auch dem Zwecke selbst gemacht werden?"

„Ohne Zweifel. Aber vor Allem wollen wir nachsehen, ob die Brieftasche keine nähere Auskunft enthält. — Richtig! Ein Brief und eine Visitenkarte. Herr Saint-Nabin, Boulevard Montmartre Nr. 9."

„O das ist nicht weit von hier entfernt," unterbrach sie Robert. „Ich werde Herrn Saint-Nabin augenblicklich aufsuchen."

„Gut; doch wird es klüger sein, die Brieftasche nicht mitzunehmen," sprach Frau Tomasch. „Du

werde ihn einfach befragen und ihm meinen Namen und meine Hausnummer angeben und sagen, daß er dort eine gewiß erfreute Kunde erhalten würde." —

„Gewiß wird er sich beeilen zu kommen, dessen kannst du versichert sein."

„Ja, aber ich will die Gewißheit haben, daß wir diese beträchtliche Summe in die rechten Hände liefern."

„Das versteht sich! Er muß uns genau sagen, was die Brieftasche enthält. Wenn wir in der Kirche ein Federmesser, ein Lineal oder einen andern Gegenstand gefunden haben, so müssen wir nicht so unverständig ausrufen: Wem gehört das Messer? wem das Lineal? sondern wir fragen ganz einfach: Wer hat etwas verloren?"

„Ganz richtig! Und nun verliere keinen Augenblick, liebes Kind! sondern eile, eile!"

„In einer Viertelstunde werde ich wieder zurück sein," sprach Robert, indem er sich rasch entfernte.

Während Frau Dumas, sobald der Knabe sie verlassen hatte, die Brieftasche einschloß, konnte sie nicht umhin zu denken, daß derjenige, welcher sie verloren, vielleicht sehr reich und es ihm ziemlich gleichgültig sei, 10,000 Franken mehr oder weniger zu besitzen, während in ihrer traurigen Lage 10,000

Jemanden als ein wahrer Reichthum und ein großes Glück erscheinen mußten.

„Ach!" — sprach sie zu sich selbst, indem sie sich wieder an die Arbeit legte, „so ist es in der Welt! Ich darf es auch als ein sehr großes Glück in meinem Stande betrachten, daß ich mir wenigstens nichts vorzuwerfen habe."

In diesem Augenblicke klopfte es an der Thüre, was nur sehr selten geschah. Ohne daran zu denken, daß es vielleicht schon Herr Saint-Aubin sein könnte, beeilte sie sich, dieselbe zu öffnen. Aber wie sehr erblaßte sie beim Anblick des Herrn Morin, des Hauseigenthümers.

„Entschuldigen Sie, Frau Thomas," sprach er, „daß ich Sie schon so frühe am Morgen belästige. Aber ich habe heute noch viele Zahlungen zu leisten, und so wollte ich Sie denn ersuchen, unsere kleine Rechnung zu berichtigen."

„Unsere kleine Rechnung?" erwiederte die arme Frau mit sehr verlegener Miene. „Ich glaube, daß ich Ihnen jetzt schuldig bin" —

„Zwei Miethzinse. Sie haben mich bereits um Nachsicht für den ersten gebeten; doch jetzt hoffe ich, daß Sie" —

„Ach, es ist mir unmöglich, gegenwärtig die Summe zu erlegen!"

„Und ich, Frau Demas, vermag nicht länger zu warten. Das Innere des Hauses hat mir in diesem Jahre viele Unkosten verursacht; überdieß mußte ich das Dach ausbessern lassen, nebst dem, daß ich viele Abgaben zu entrichten habe. Womit soll ich dieß bestreiten, wenn meine Miethsleute mich nicht bezahlen?“

„Ich hoffe, Herr Morin, daß so eine kleine Summe Ihnen keine Verlegenheit bereiten wird!“ antwortete Frau Demas mit bebendem Tone.

„Keine Summe ist zu gering, wenn es sich darum handelt, eine große zu sammeln!“ entgegnete auf unabänderliche Weise der Hauseigenthümer. „Alle Philosophen pflegen zu sagen, kleine Bächlein vereinigen sich zu großen Flüssen; dieß ist allbekannt.“

„Ach mein Herr, Sie bringen mich der Verzweiflung nahe!“

„Ihre Verzweiflung ersetzt mir nicht die vierzig Franken, die Sie mir schulden. Hat man keine Einnahme, so ist es klüger, eine minder theure Wohnung zu miethen.“

„Aber ich habe umsonst eine gesucht. Sie wissen, daß ich nicht zögerte, das fünfte Stockwerk zu beziehen, als ich sah, daß meine letzten Hilfsquellen zu versiegen begannen.“

„Aber wie erschöpften sich Ihre letzten Hilfs-

quälen? Dieß begreife ich nicht, denn Sie sagten mir ja, daß Sie im Wohlstand gelebt haben."

„In der That lebte ich einst im Wohlstande, da der Gatte meiner Tochter sehr reich war. Aber sein großmüthiges Herz und mannigfache Unglücksfälle haben ihn gänzlich zu Grunde gerichtet und mein Schwiegersohn hat nichts, als die Ehre gerettet. Bei seinem Tode hinterließ er ein Kind im Elende. Wie hätte ich mich entschließen können, meinen Enkel in's Spital zu senden? Um ihn zu ernähren, habe ich Alles verkauft, was ich besaß: zuerst meine Zimmereinrichtung, mit Ausnahme dieses Schreibtisches, auf welchen ich viel halte, da er ein Geschenk meiner Tochter ist."

„Der Schreibtisch ist ziemlich hübsch," sagte Herr Morin.

„Dann fuhr Frau Demas fort, — verkaufte ich eines meiner Kleinode nach dem andern. Hiedurch, in Verbindung mit meiner Händearbeit, ist es mir gelungen, meinen lieben Enkel wenigstens vor Hunger zu bewahren. O, er hat mich dafür reichlich belohnt! Wissen Sie, wie edel er gehandelt hat, mein Herr?"

„Nein."

„Sobald ihm unsere gräßliche Lage bekannt ward,

entschloß er sich mit einem Muthe, weit über seine Jahre, sich für unsern Lebensunterhalt der Stelle eines Ausgebers zu unterziehen. Der Himmel hat sein schönes Streben gesegnet, und seitdem ist unser tägliches Brod der Preis seiner Anstrengungen."

„Dieß ist trefflich," antwortete Herr Morin; „es ist wahrlich eine schöne That Ihres Enkels. Aber aus all diesem geht hervor, daß Sie nicht reich sind und keine Einnahme beziehen, und da ich nicht reich genug bin, Ihnen unentgeldlich eine Wohnung anbieten zu können, so hören Sie das letzte Uebereinkommen, das ich zu treffen vermag: In acht Tagen haben Sie mir meine 60 Franken zu bezahlen, oder ich nehme den Schreibtisch in Beschlag und Sie müssen sich eine andere Wohnung suchen. Dieß ist mein letztes Wort!" — und er trat zum Zimmer hinaus.

Als die arme Frau ihn mit diesen grausamen Worten aus dem Zimmer gehen sah, ward sie von einem Kummer ergriffen, welcher nicht zu schildern ist, und sie sank auf den nächsten Stuhl nieder; die letzten Worte des Mannes hatten ihre bange Sorge aufs Höchste gesteigert. Woher sollte sie die 60 Franken nehmen? Und wenn sie sich selbst von dem Schreibtische, der ihr so theuer war, trennte, welche Woh-

nung sollte sie beziehen? Wer mochte sie aufnehmen? Bot ihre Persönlichkeit hinlängliche Sicherheit, daß sie in einem anständigen Hause würde einmiethen können? — All diese Gedanken folgten sich rasch in ihrem Kopfe und beunruhigten sie immer mehr. Da fiel plötzlich ein Hoffnungsschimmer in ihre Seele. Der Schreibtisch, welcher in diesem Augenblicke eine so bedeutende Summe barg, enthielt vielleicht ihre Rettung. Es schien fast unmöglich, daß der Eigenthümer der Brieftasche dem Kinde, welches ihm das verlorne Gut zurückbrachte, nicht wenigstens doch ein Geldstück zur Belohnung geben sollte, und — dachte sie, — wenn ich dieses Herrn Morin einhändige, bewilligt er mir vielleicht doch eine Frist für den übrigen Theil der Schuld. — Dieser tröstliche Gedanke richtete Frau Demas wieder auf, daß sie neuerdings Muth faßte, als Robert eintrat.

„Nun, wie steht's?“ fragte sie ängstlich.

„Herr Saint-Aubin war nicht zu Hause; aber die Brieftasche gehört ihm und ich bin sicher, daß er kommen wird. Als ich in das Haus eingetreten war, fand ich einen Bedienten im Vorzimmer. O dort ist Alles prächtig! Schöne Speiseschränke, Statuen“ — „Gut, gut! doch fahre weiter,“ unterbrach ihn Frau Demas.

„Wohl, ich werde dir Alles der Reihe nach erzählen. Ich versicherte dem Bedienten, daß es mir sehr leid sei, den Herrn nicht zu treffen, da ich ihm eine gewiß sehr willkommene Kunde mitzutheilen habe. „Ah," rief der Bediente aus: „es handelt sich gewiß um die Brieftasche!" — und er schlug mir vor, selbst mit dem Kammerdiener zu reden, dem Vertrauten des Herrn Saint-Aubin. Ich zeigte mich bereit und er führte mich hierauf zu einem Herrn von etwa vierzig Jahren, dem ich deinen Namen und die Hausnummer sagte. Er versicherte mir, daß sein Herr, so wie er zurückgekehrt sei, alsobald zu uns kommen werde."

„So wird er wahrscheinlich nicht lange mehr ausbleiben. Desto besser! sicher wird er dir auch eine kleine Belohnung geben."

„Eine Belohnung? wofür denn? Um das Geld eines Andern nicht behalten zu haben?"

„Nein, sondern wegen deiner Bemühung, den Eigenthümer aufgesucht zu haben."

„Große Mühe, um von hier zum Boulevard Montmartre zu gehen! O nein, für dieß will ich nichts annehmen. Es ist das ja kein Auftrag! Bist du nicht auch mit mir einverstanden, Großmutter?"

„Du sprichst so, da du noch nicht weißt, daß" —

„Was denn?"

„Daß während deiner Abwesenheit Herr Morin zu mir kam, die zwei noch schuldigen Hauszinse zu verlangen, und da ich nicht im Stande bin zu bezahlen, so drohte er, uns die Thüre zu weisen."

„O mein Gott! was muß ich da hören!"

„Es fehlt uns die Summe von sechzig Franken, daher, wenn dir Herr Saint-Aubin zwei oder drei Louisdor anbietet, so mußt du dieselben annehmen, Robert."

„Ja, ich werde sie annehmen! ich werde sie annehmen! aber es ist sehr böse von Herrn Morin."

„Wir sind ihm das Geld schuldig, mein Kind! Auch ist er genöthigt, Handwerksleute und Abgaben zu bezahlen."

„Das ist wahr; aber es bleibt doch ein furchtbarer Schlag. Niemals dachte ich an diesen Hauszins."

„In Zukunft," sagte Frau Demas, „werden wir vor Allem trachten, den Hauszins bei Seite zu legen; für dießmal wollen wir von Herrn Saint-Aubin Rettung hoffen. — Hörst du nicht Jemanden die Treppe herauf kommen?" fügte sie tiefbewegt hinzu.

„Er ist es ohne Zweifel," erwiederte Robert.

In demselben Augenblicke läutete es und Robert beeilte sich, die Thüre zu öffnen. Ein starker, wohlgekleideter, nahe an sechzig Jahre alter Herr

trat in das Zimmer. Er schien etwas außer Athem, da er fünf Stockwerke hinan gestiegen war.

„Frau Demas?“ — sprach er, indem er sich an den kleinen Knaben wandte.

„Ich bin es,“ antwortete die arme Frau, indem sie ihn auf eine so höfliche und feingebildete Weise grüßte, daß dieß einen großen Gegensatz zu ärmlichen Stube bildete, die sie bewohnte.

„Ich erfuhr eben, Frau Demas,“ erwiederte der starke Herr, „daß Sie mir während meiner Abwesenheit einen kleinen Boten sandten, welcher ihre Adresse bei meinem Kammerdiener zurückließ.“

„So sind Sie wohl Herr Saint-Aubin?“ entgegnete Frau Demas.

„Der bin ich. Nach dem, was mir mein Bedienter ausrichtete, darf ich hoffen, hier Kunde über eine Brieftasche zu erhalten, die ich zu verlieren gestern Abend so unglücklich war. Sie muß 10,000 Franken in Banknoten, dann Visitenkarten und einen von New-York an mich gerichteten Brief enthalten, in welchem man mich unterrichtet“ —

„Genug, mein Herr! Diesen Brief habe ich nicht gelesen“ — unterbrach ihn Frau Demas; — „die Aufschrift war hinreichend, Ihre Wohnung zu bezeichnen und mein Enkel eilte augenblicklich zu Ihnen.“

„Ist es dieses Kind, welches die Brieftasche gefunden hat?“ fragte gerührt Herr Saint-Aubin.

„Ja,“ sprach Robert, „auf einer Stelle, die zur Straße Richer führt.“

„In der That, diesen Weg verfolgte ich, als ich das Haus meines Notars verließ, von dem ich heute Morgens unverrichteter Dinge heimkehrte. Er vermag Ihnen Beweise zu geben, daß die Brieftasche wirklich mein eigen ist.“

„O, dieß ist nicht nöthig, mein Herr! Ihre eignen Mittheilungen benehmen mir jeden Zweifel.“ Bei diesen Worten stand Frau Demas auf, nahm die Brieftasche aus dem Schreibtische und gab sie ihm zurück, indem sie hinzu fügte:

„Sie müssen in derselben Alles wieder finden, wie wir es darin vorgefunden haben.“

Herr Saint Aubin warf einen flüchtigen Blick ins Innere der Brieftasche und betrachtete dann das Gemach rings um sich.

„Frau Demas,“ sprach er, indem er ihre Hand gerührt drückte, „solch eine edle Handlungsweise ist eine seltene.“

„Das hoffe ich nicht, mein Herr!“ antwortete die wackere Frau.

„Erlauben Sie mir wenigstens dieselbe anzu-

erkennen, indem ich Ihrem Enkel einen kleinen Theil von dem anbiete, was er mir zurück gibt. Hier, mein kleiner Freund!"

„Ein Billet von 1000 Franken!" rief Frau Demas aus. „Ach, das ist zu viel, mein Herr! viel zu viel!"

„Nein, nein, ich bestehe darauf."

„O, gute Großmutter!" rief Robert freudig aus, „das ist nun viel mehr, als man braucht, Herrn Morin zu bezahlen!"

„Wer ist der Herr Morin?" fragte der neue Freund die ehrliche Familie.

„Es ist der Eigenthümer dieses Hauses, mein Herr," antwortete Frau Demas. „Es scheint mir unnöthig, Ihnen zu verbergen, daß wir arm sind."

„Aber ich, ich bin reich!" rief lebhaft Herr Saint-Aubin aus. Ich bin unverheirathet, habe keine Verwandten und selbst keine Freunde in Frankreich. Ich werde mich glücklich fühlen, mich mit der Zukunft Ihres Kindes zu beschäftigen. Frau Demas, Sie können ganz offen mit mir sprechen. Sie befanden sich wohl nicht immer in der Lage, in welcher ich Sie jetzt antreffe?"

„Nein, mein Herr! Roberts Vater besaß einst ein großes Vermögen, welches er durch schwere Er-

eignisse gänzlich verlor. Er starb vollkommen zu Grunde gerichtet."

„Und sein Sohn blieb ohne alle Mittel?"

„Ja, in dem Grade, daß ich mich, nachdem das Bischen, was ich besaß, aufgezehrt war, darauf verzichten mußte, ihn ferner in die Klasse zu schicken, obgleich er in derselben überraschende Fortschritte gemacht hatte."

„Er hat also schon etwas gelernt?"

„O ja! schreiben, rechnen" — sprach Robert „und ich gehörte auch unter die zehn Ersten in der Geschichte."

„Frau Demas," entgegnete Herr Saint-Aubin, „es scheint mir Pflicht, den Knaben seine Studien fortsetzen zu lassen; Sie werden begreifen, daß seine ganze Zukunft davon abhängt."

„Auch würde ich ihm gerne mit jedem Opfer diesen Vortheil verschaffen, aber" —

Herr Saint-Aubin fiel ihr in die Rede und sprach: „Das wird sich machen lassen. Ich werde ihm eine Stelle in einem Collegium verschaffen."

„In einem Collegium!" rief Robert freudig aufspringend aus; „wo man mir lateinisch, die Erdbeschreibung und die höhere Rechenkunst lehren wird!"

„Ja."

„O mein Herr!“ sprach Frau Demas „wie kann ich Ihnen genug danken!“

„Und Sie werden sehen, mein Herr!“ unterbrach Robert die Großmutter, „Sie werden sehen, daß ich mich der Güte, die Sie mir beweisen, auch würdig zeigen werde. Welches Glück! — Aber, was sage ich denn?“ fügte er plötzlich erröthend hinzu, von einem Gedanken ergriffen, der sich ihm mächtig aufdrängte. „Ich kann meine Großmutter nicht verlassen! sie bedarf des Wenigen, was ich mir verdiene.“

„Diesem soll auf eine andere Weise abgeholfen werden! Sei ruhig, mein Knabe. Es ist nur nöthig, Frau Demas, daß Sie mir seinen Taufschein einhändigen.“

„Ich kann Ihnen diesen sogleich geben, mein Herr!“ antwortete Frau Demas. „Alle unsere Familienpapiere befinden sich in dem Schreibtische.“

Sie fand in der That bald das Gewünschte und reichte den Taufschein Herrn Saint-Aubin dar. Kaum hatte dieser einen Blick auf denselben geworfen und die ersten Zeilen gelesen, als er fast wie außer sich ausrief:

„Was seh' ich! ist es möglich! mein Gott! Dieses Kind ist der Sohn von Charles Berard, eines Kaufmannes von Havre?“

„Es war mein Schwiegersohn,“ sprach Frau Demas.

„Und mein Freund, mein Schulgefährte, mein Wohlthäter!“ —

Mit diesen Worten schloß der Ehrenmann den kleinen Robert in seine Arme und drückte ihn an sein Herz.

„Ist das möglich?“ rief die arme Mutter aus, deren Freude den höchsten Gipfel erreicht hatte.

„Ja, Frau Demas! Ich verdanke ihm Alles! Ich bin von Haus vermögenslos. Es war Berard, dieser ausgezeichnete Mann, welcher mir 15,000 Franken lieh, die ich in Waaren verwandelte, mit denen ich dann nach den vereinigten Staaten wanderte. Dort erwarb ich mir ein großes Vermögen. Berard und ich haben uns oftmals geschrieben. Endlich hoffte ich ihn wieder persönlich zu sehen; aber als ich, es sind zehn Jahre her, nach Frankreich heimkehrte mit dem Vorsatze, meinen ganzen Besitz mit ihm zu theilen, vernahm ich zu gleicher Zeit den Untergang seines Vermögens und seinen plötzlichen Tod. All meine Nachforschungen, seinen hinterlassenen Sohn ausfindig zu machen, blieben fruchtlos. Immer ließ ich Anzeigen in die Zeitungen einrücken“ —

„Es ist schon lange, daß ich keine lese,“ sprach Frau Demas.

„Endlich aber habe ich dich doch nun gefunden, mein Kind!“ fuhr Saint-Aubin fort, dessen Gesicht eine unbeschreibliche Freude ausdrückte. „Ja, ich habe dich gefunden, Kind meines geliebten Berard! Frau Demas, Robert ist reich, sehr reich! Die Hälfte meines Vermögens gehört ihm schon während meines Lebens, und wenn er sich als würdiger Sohn seines Vaters zeigt, so wird er auch einst das Uebrige erben.“

„Gott lohne Ihnen so viele Güte!“ sprach Frau Demas, indem sie Thränen der Dankbarkeit und Freude vergoß.

„Ich werde dich also glücklich sehen, gute Großmutter!“ rief Robert aus, indem er sich in ihre Arme warf. „Ich werde dich also wirklich glücklich sehen!“

„Aber nun“ — fiel Saint-Aubin ein, „nun wünsche ich, daß sie keine Viertelstunde länger in dieser armseligen Zufluchtsstätte bleiben. Wir werden den Hauseigenthümer bezahlen, und da das Ausziehen mit nicht viel Umständen verbunden sein wird, so werden meine Leute in wenig Stunden damit fertig sein.“

„Mein Wagen wartet hier unten, ich wünsche, daß sie sogleich mein Haus beziehen. Da werden Sie, wie ich hoffe, die Erinnerung an die traurig

verlebten Jahre verlieren, und Beide bei einem treuen Freunde sorglos leben."

„Wenn ich einst groß sein werde, Herr Saint-Aubin," sprach Robert mit schüchterner Miene, „möchte ich freilich recht gerne bei Ihnen wohnen. Jetzt aber, wenn ich es offen sagen darf, würde ich vorziehen, in's Collegium einzutreten, von dem Sie mir vorhin sprachen."

„Und warum, mein Knabe?"

„Weil ich hinlänglich unterrichtet sein möchte, um meinen Lebensunterhalt einstens selbst verdienen zu können, wenn das Vermögen, das Sie uns so großmüthig geben wollen, wie das meines Vaters verloren ginge."

„Das Kind hat Recht! ja, es hat Recht!" sprach Herr Saint-Aubin. „Wir werden seinen Rath befolgen, Frau Demas! denn man besitzt außer der heiligen Religion nur zwei etwas verlässigere und dauerhafte Güter: Kenntnisse und Arbeitsamkeit." —

Robert wurde also in das Collegium gebracht, und er machte daselbst so treffliche Fortschritte, daß er, obgleich noch jung an Jahren, zu seinem großen Reichthume bald noch den Ruhm eines ausgezeichnet geschickten und kenntnißreichen Mannes erlangte.

XVIII.

Nützliche Unterhaltung an einem Regentage.

An einem Septembertage verließ eine zahlreiche Gesellschaft frühzeitig das Nachtlager, um eine große Landpartie zu dem berühmten Gollinger Wasserfalle zu unternehmen.

Als man ans Fenster trat, gewahrte man die ganze Gegend in einen dichten Nebel gehüllt. Doch dieses erschreckte die frohgestimmte Gesellschaft nicht, da jene Erscheinung im Gebirge keine außergewöhnliche ist.

Es dauerte auch nicht lange, so brach sich die Sonne Bahn durch das nach und nach sich theilende Nebelmeer, und das schneeigreisige Haupt des Watzmanns erhob sich entschleiert und schien einen heitern Tag zu verkünden. Doch nach wenig Minuten verdichteten sich neuerdings die Nebel und verhüllten die freundliche Morgensonne nebst den Berges-

dämpfern. Noch immer hoffte man, den Nebel fallen zu sehen; aber man harrte vergebens. Nach Verlauf einer Stunde war der ganze Horizont mit dunklem Gewölke überzogen, und es war ein vollkommener Regentag zu erwarten.

Die Gesellschaft verzichtete jetzt auf den schönen, lang gehegten Plan, und es wurde berathschlagt, auf welche Weise man diesen Tag getäuschter Hoffnung doch angenehm hinbringen könne. Endlich kam man überein, zum Besten der Armen eine große maskirte Lotterie zu veranstalten.

Dieselbe ward nun mit großer Thätigkeit und heiterem Sinne vorbereitet. Man ging in einige Läden, um kleine Preise auszuwählen und Jedes erschöpfte seine Phantasie, um dafür irgend eine seltsame Umhüllung zu wählen, wobei natürlich eine sorgsame Verheimlichung stattfand. So wurde eine beinerne Vorstecknadel in eine Kartoffel, ein Pfirsichkern, in welchem sich ein aus Elfenbein gearbeitetes Schifflein befand, in einen Kopf Blaukraut verborgen. Eine gelbe Rübe diente hinwiederum einem niedlichen Buchmesser als Maske. In ein papiernes Wickelkind wurde ein Arbeitskästchen von Holzmosaik gelegt, ein Federbehälter in einen Kaminfeger verkleidet. In einen großen Schneeballen wickelte man ein geschnitztes

Löschen ein und zwischen Nürnberger Lebkuchen ward zierliches Spitzenpapier versteckt. Ein aus grünem Papier gefertigter Salatkopf verbarg ein meisterhaft geschnitztes Holzkörbchen. Auf dem Salatkopfe selbst breitete ein großer Schmetterling seine purpurgemalten Flügel aus, dessen Körper ein krystallnes, mit Sammt überzogenes Petschaft war. Unter den vielen noch übrigen Preisen zeichnete sich besonders ein brennender Schneeberg aus, der einer nähern Erklärung bedarf. Ein aus der Eiskapelle geholter Schnee wurde als Miniaturberg über einer schönen Vase aufgethürmt, darein kleine Kampferstückchen gesteckt und diese im Augenblicke, als die Lotterie eröffnet ward, angezündet, wodurch dieser erste Gewinnst als ein brennender Schneeberg erschien, was allgemeine Heiterkeit erregte.

Als die Vorbereitungen zur Armenlotterie vollendet waren, folgte das Spiel, indeß das Kaminfeuer lustig prasselte und helle Funken um sich warf.

Lebhafte Theilnahme und Fröhlichkeit herrschte bei der Kartenversteigerung, sowie bei der Ausspielung der maskirten Preise, deren Anblick viel Stoff zum Lachen darbot.

Der Erfolg der Lotterie war ein glänzender, indem sie mehrere hundert Gulden eintrug. Von über-

legte man, wie diese Summe am Besten zu verwenden wäre. Einige schlugen ein großes Armengastmahl vor, doch Andere wendeten ein, daß dieß für die Nothleidenden nur eine sehr kurze Freude wäre, und sie vielleicht nachher mit ihrer kümmerlichen Alltagskost nur weit unzufriedener würden. Die Ansicht der Mehrzahl entschied sich endlich dafür, die Summe den bedürftigsten Armen in der Gegend zuzuwenden, und da eine Dame der Gesellschaft hierauf von zwei Blinden erzählte, welche in großer Armuth ein abgelegenes entferntes Häuschen bewohnten, so wurde beschlossen, daß Einige aus der Gesellschaft diese Blinden aufsuchen sollten. An einem der folgenden Nachmittage zogen nun die hiezu Ausgewählten, unter denen auch ich mich befand, aus, um das Häuschen aufzusuchen. Da wir aber den Namen nicht genau kannten, verirrten wir uns in der Gegend, und fanden wohl verschiedene Arme, aber nicht die gesuchten. Wir begnügten uns also vorerst, genauere Erkundigungen einzuziehen, und fuhren an einem andern Tage an den bezeichneten Ort. Da, wo der schmale Fahrweg beginnt, stiegen wir aus und verfolgten nun zu Fuß den theils schlüpfrigen, theils steilen Pfad. Er führte zu einer Halde, wo einige Gruben unter der Obhut zweier Bergarbeiter wohnten. Da ich möglichst den Pfad

weiter und wir uns nicht mehr auskannten, so baten wir einen der Hirtenknaben, uns als Wegweiser zu dienen, was er mit Freuden that.

Indeß wir nach der dürftigen Hütte schritten, plauderte der Knabe zutraulich mit uns und erzählte, wie er sich das ganze Jahr auf die heilige Weihnacht freue, wo er mit seinen Aeltern und Geschwistern mit brennenden Spänen, ungeachtet des tiefen Schnees, in den Markt hinabsteige, um dort der Christmette beizuwohnen. Welch ein Gegensatz zu den Kindern der Reichen, die oft durch die kostbarsten Geschenke nicht so lebhaft erfreut werden können! —

Bereits war es Abend geworden, bis wir das ärmliche Obdach erreicht hatten. Wir klopften wiederholte Male an die angelehnte Thüre, die wir endlich, da sich kein Herein vernehmen ließ, leise öffneten. Welch ein Schauder ergriff uns, als wir auf einem Strohlager ein [illegible] Mädchen erblickten, deren Züge von schwerer Krankheit zusammengezogen waren. Auf dem andern Theile desselben [illegible] Lagers ruhte das Haupt der [illegible] Mutter, welche betäubt in [illegible] Augenblick, durch das [illegible] der [illegible] und [illegible] Schlafe [illegible]. Sobald sie merkte, daß es ein Besuch sei, [illegible] sie uns die [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] hatte sich [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

11.

Bei Gott ist kein Ding unmöglich.

In einer alten am Meeresufer gelegenen Stadt [illegible] Musik, [illegible], [illegible], [illegible], [illegible] und andere [illegible], [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] hatte, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]:

„Mein Herr, ich bin nicht reich genug, Euch [illegible] in der Kirche ein Konzert zu geben.“

Die Frau antwortete mit [illegible] [illegible]:

„Meine [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

schuldigen, da mein Mann schon seit längerer Zeit in großen Schmerzen krank darnieder liegt.“

Darauf erwiederte der Bischof:

„Wenn es so ist, will ich Euch gerne unterstützen; denn für solche Fälle muß ich immer etwas Geld in Bereitschaft haben; ich will auch Euren kranken Mann besuchen und ihm geistlichen Trost bringen.“

Da zeigte sich in den Mienen der armen Frau eine ängstliche Verlegenheit und sie sprach:

„O, bemühen Sie sich nicht, hochwürdiger Herr! Mein Mann hat so sonderbare Eigenheiten.“

„Dem ungeachtet werde ich mein Vorhaben ausführen,“ versetzte nun der Bischof, welcher vermuthete, der Mann sei nicht wirklich von einer Krankheit befallen, sondern es solle dies nur der Frau als Vorwand dienen.

„So muß ich Ihnen denn offen gestehen,“ sagte nun die Frau unter heftigem Weinen, „daß mein Mann lebe — gesund ist und von keinem Geistlichen etwas wissen will.“

„Auch dieses hindert mich nicht,“ entgegnete wohlwollend der Bischof, „Euren Mann, der dann noch doppelt krank ist, zu besuchen; vielleicht vermag ich ihn mit Gottes Gnade auf den rechten Weg zu geleiten.“ —

[illegible]

„Verzage nicht! Ich weiß ja, daß bei Gott kein Ding unmöglich ist, [illegible] auch nicht die Befreiung Ihres Mannes. [illegible] mit der Krankheit auch mit [illegible], so [illegible] nicht, mich [illegible] zu rufen, um welche Stunde es auch sei, selbst in Mitte der Nacht. Ich versichere

Euch, Euer Mann ist schlechter, als Ihr meint; jeder Augenblick ist kostbar für sein Seelenheil." —

Schon in der folgenden Nacht, um die elfte Stunde, weckte sich die arme Frau laut jammernd dem bischöflichen Palaste. Sie zog heftig an wiederholten Malen an der Thürglocke, bis sie endlich das erhellte Fenster der [illegible] Zellchen gewahrte und den Pförtner erblickte, welcher sie ungehalten fragte, was sie denn zu so später Stunde wolle?

„Mein sterbender Mann sehnt sich nach dem hochwürdigsten Bischofe und fleht um die Gnade, derselbe möge gleich zu ihm kommen!" — also sprach die arme Frau.

„Wie denkt Ihr Euch?" antwortete der Diener. „Wie sollte ich meinen Herrn, der ohnehin während des Tages keine ruhige Stunde hat, sogar in seiner nächtlichen Ruhe stören? Ich denke, Euer Mann wird wohl auch bis morgen warten können; ich will Eure Meldung in aller Frühe ausrichten."

„O, dann ist es zu spät!" schluchzte die arme Frau. „Um Jesu Willen, habt Erbarmen und meldet mich augenblicklich. Er hat es selbst gesagt, daß ich ihn zu jeder Stunde, selbst mitten in der Nacht rufen dürfe."

„Wenn dem so ist," versetzte nachdrücklich der alte

neue Diener, „will ich Euer Hochwürden dem Herrn Kaplan des Bischofs zuschicken."

Mit vielen Worten eilte er zum Kaplan, welcher dem Kammerdiener auftrug, seinen Herrn augenblicklich zu wecken. Doch dieser war nicht in seinem Schlafzimmer zu finden. Der im Dienste ergraute Kammerdiener eilte nun nach der Hauskapelle, wo, wie er wußte, sein Herr oft bis tief in die Nacht zu beten pflegte. Auch jetzt traf er ihn dort in tiefer Andacht vor dem Bildnisse des Gekreuzigten knieend.

Sobald der Bischof die Mitteilung vernommen, rief er in heiliger Freude aus:

„O, Gott, wie danke ich Dir für die Erhörung meines Gebetes!"

Und unverzüglich machte er sich auf den Weg, durchschritt eiligen Ganges die schmalen, finstern Gassen, ging dann die holperige Stiege empor und stand vor dem Schwerkranken, der ihn mit beiden Armen empfing und ihm Folgendes mit tiefer Bewegung mitteilte:

„Die Nacht war angebrochen und schlaflos lag ich bereits einige Stunden auf meinem Schmerzenslager, da wurde mir mit Einem Male so bange ums Herz, wie noch nie zuvor in meinem ganzen Leben. Ich erkannte, in welch gefährlicher Gefahr meine arme

Seele schwebe, mit welch schweren Sünden ich den guten Gott beleidigt habe, wie gnädig dieser immer gegen mich gewesen sei, und was mich erwarte, wenn ich in diesem Sündenzustande vor dem allwissenden Richter erscheinen würde. Da gedachte ich meiner seligen Mutter, welche mich noch sterbend dem Schutze der allerseligsten Jungfrau Maria empfohlen hatte. Ich wandte mich an diese und flehte um ihre Fürbitte beim Sohne Gottes — und augenblicklich ward es mir leichter ums Herz. Jetzt erinnerte mich mein Weib an Ihr Versprechen, hochwürdigster Herr Bischof, mir beizustehen in meinen Seelen- und Todesnoth." —

Der Kranke konnte nicht mehr weiter reden; ermattet sank er auf sein Lager zurück und fiel in eine tiefe Ohnmacht.

Sobald er sich wieder einigermaßen erholt hatte, legte er eine demüthige Generalbeicht ab und harrte mit Sehnsucht des lang entbehrten Augenblickes, wo ihm das köstliche Himmelsbrod gereicht wurde, das seine Seele mit einem namenlos beglückenden Frieden erfüllte, und mit schon halb gebrochener Stimme flüsterte er:

„Gott, Der Du so Großes an mir gethan hast, sei mir armen Sünder ebenso gnädig, wie dem reumüthigen Schächer am Kreuze!" —

Schon am andern Morgen hatte er ausgerungen und lag da, eine friedliche Leiche. —

Wohl mag der Tag der Bekehrung dieses Mannes einer der schönsten im Leben des Bischofs gewesen sein; denn sicher gibt es wohl kein höheres Glück hienieden, als das Bewußtsein, einen Sünder zu Gott zurückgeführt zu haben. —

P. O. germ.
80 di

Neue Romane, Erzählungen und Dichtungen

aus dem Verlage

von **L. A. Fleischmann's Buchhandlung**

(A. Rohsold)

in **München.**

Beck, Friedrich, Stillleben. Lyrische Dichtungen in neuer Auswahl. 2 Thlr. = 3 fl. 12 kr.

— — Louis Claude de St. Martin's Dichtungen. 16 ngr. = 54 kr.

— — Reiher und Maller. Ein episches Gedicht. eleg. cart. 9 ngr. = 30 kr.

Bekk, Adolf, Ranken. Gedichte. 15 ngr. = 45 kr.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben von Jean Paul Friedrich Richter, herausgegeben von Ernst Förster. (Briefwechsel. — Blätter der Liebe. — Blätter der Verehrung. — Buch der Gedanken). Vier Bände. 6 Thlr. = 10 fl.

Förster, Dr. Ernst, vermischte Schriften. Erster Band. (Reisen in Italien, England und Schottland) 1 Thlr. 20 ngr. = 2 fl. 42 kr.

Grosse, Julius, epische Dichtungen. 1 Thlr. 6 ngr. = 2 fl.

— — das Mädchen von Capri. eleg. carton. 20 ngr. = 1 fl. 6 kr.

— — Novellen. Zwei Bände. à 1 Thlr. 12 ngr. = 2 fl. 24 kr.

Grün, Carl, Fragmente aus Italien. Natur und Kunst. 1 Thlr. 10 ngr. = 2 fl. 12 kr.

— — Italien im Frühjahr 1861. 2 Thlr. = 3 fl. 20 kr.

Günther, F. J., was eine Mutter ihren erwachsenen Töchtern erzählt und der Vater zu Papier gebracht hat. Novelletten.

Haushofer, Max, Gedichte.

Ingerle, Joh. Nep., Bayerns Hochland zwischen Lech und Isar. 1 Thlr. 12 ngr. = 2 fl. 24 kr.

Kobell, Franz v., G'schichtln. In der Mundart erzählt. 1 Thlr. = 1 fl. 36 kr.

Kürnberger, Ferdinand, Novellen. Drei Bände. 4 Thlr. 10 ngr. = 7 fl. 24 kr.

Löher, Franz, Reisen in Sicilien und Neapel.

Müller, Carl Hermann, Gedichte. 2 Thlr. = 3 fl. 12 kr.

Nemmersdorf, Franz v., La Stella. Ein Roman aus Venedigs Gegenwart. 1 Thlr. 12 ngr. = 2 fl. 24 kr.

Pichler, Adolf, aus den Tirolerbergen. 1 Thlr. 6 ngr. = 2 fl.

Plönnies, Luise v., englische Lyriker des neunzehnten Jahrhunderts ins Deutsche übertragen. 1 Thlr. 20 ngr. = 3 fl.

— — die sieben Raben. Ein Gedicht. 25 ngr. = 1 fl. 20 kr.

— — Sawitri. eleg. carton. 15 ngr. = 48 kr.

Pocci, Franz, der Landsknecht. broch. 12 ngr. = 42 kr.

— — der Karfunkel. Volksdrama. 16 ngr. = 54 kr.

— — der Todtentanz in Bildern und Sprüchen. 1 Thlr. 6 ngr. = 2 fl.

Schloenbach, Arnold, was sich der Wein erzählt. eleg. carton. 7½ ngr. = 24 kr.

Schmid, Herman, mein Eden. Eine Münchener Geschichte aus den Zeiten Carl Theodors. 1 Thlr. 6 ngr. = 2 fl.

— Geschichten aus Dorf und Stadt. Zwei Bände. 2 Thlr. = 3 fl. 12 kr.

— — der Kanzler von Tirol. Historischer Roman. Drei Bände. 5 Thlr. = 8 fl. 18 kr.

— — das Schwalberl. Ein Bauernroman aus dem oberbayerischen Gebirg. 2 Thlr. 7½ ngr. = 3 fl. 48 kr.

Schweller, A., was ihr wollt! Lieder und Gedichte. 1 Thlr. 12 ngr. = 2 fl. 24 kr.

Silberstein, August, Dorfschwalben aus Oestreich. Zwei Bände. à 1 Thlr. 6 ngr. = 2 fl.

— Herkules Schwach. Humoristischer Roman. Drei Bände. 4 Thlr. 15 ngr. = 7 fl. 30 kr.

— — Lieder. 8°. (unter der Presse).

Steub, Ludw., der schwarze Gast. Eine Erzählung aus den Tagen der tirolischen Protestantenfrage. Dritte Auflage. 15 ngr. = 48 kr.

— — Wanderungen im bayerischen Gebirge. 1 Thlr. = 1 fl. 36 kr.

Tjutschew, lyrische Gedichte. 16 ngr. = 54 kr.

Trautmann, Franz, Traum und Sage. 15 ngr. = 48 kr.

Zagler, Erzählungen. Zwei Bände. à 1 Thlr. 6 ngr. = 2 fl.

Sämmtliche Artikel werden auch in eleganten Cartonet-Einbänden (à 10 ngr. = 36 kr.) vorräthig gehalten.

Lother und Maller.

Ein episches Gedicht

von

Friedrich Beck.

München, 1863.
C. A. Fleischmann's Buchhandlung
(A. Rohsold.)

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

I. Wie Lother verbannt wurde.

Es lebten zwei Gesellen einst im Frankenland,
So gute und getreue man nie auf Erden fand;
Sie waren Fürsten beide an hohen Ehren reich,
Ritterlich erzogen und nahezu an Jahren gleich.

Lother hieß der Eine, König Carols Sohn,
Der dazumal gewaltig saß auf Frankreichs Thron;
Der Andere mit Namen Maller war genannt,
Sein Vater König Galwen war allen Helden wohl
bekannt.

Schön an Gestalt war Lother und hatte frohen Muth.
Es waren alle Frauen ihm hold und gut;
Daß ihn Sitte zierte und tugendliche Kraft,
Neidisch sahen's Viele von Carls stolzer Ritterschaft.

Sie traten keck vor Ludwig, seinen Bruder, hin:
„Herr, sprachen sie, nun merke Lothers argen Sinn!
Er nahet unsern Frauen ohne Unterlaß,
Drum müssen wir auch billig ihm tragen Zorn und bittern Haß."

„Wir können ihm nicht wehren, uns bringt es Schmach,
Euch wird es und dem König schaffen Ungemach,
Wenn Ihr nicht sieben Jahre ihn aus dem Reiche bannt,
Vielleicht, daß dann nicht länger sein übles Trachten wird genannt.

„So legt nun dem Vater, um was wir bitten, vor,
Weil euren Worten gnädig er leiht sein Ohr!" —
„Es soll geschehn!" sprach Ludwig; dem Bruder war er gram,
Der, ohne es zu wollen, ihm seines Ruhmes Glanz benahm.

Als König Carl vernommen die Klage, braust' er auf,
Zu Lother ging geschwinde seiner Boten Lauf,
Der kam getrosten Muthes, auch war er nicht allein,
Zur Seite stand ihm Maller, sie wollten nie geschieden sein.

„Mein Sohn" — hob an zu reden der König mit
Bedacht —
„Dich hat ein bös Verschulden um meine Huld gebracht,
Wie oft ich auch dich warnte, du hieltst kein Gebot;
Ein Urtheil jetzt zu fällen, wie hart es sei, zwingt
mich die Noth."

„Um deinetwillen zürnen mir meine Mannen sehr,
Sie brachten ihre Klage jüngst zum Throne her;
Vernimm denn zur Stunde, sei's lieb dir oder leid,
Was ich beschwören werde mit einem theuren Königseid."

„Bei Gott im Himmel droben und seinem Paradies,
Bei ihr, die ihn geboren und bei Sankt Dionys,
Bei meiner güldenen Krone, die ich um's Haupt mir
wand,
Bei meinem grauen Barte, den faßet meine rechte
Hand; —

„Wenn binnen sieben Jahren wird Jemand treffen dich
In meines Reiches Gränzen, Sohn, glaube sicherlich,
Selbst du im besten Thurme fändest harte Qual,
Wohin nicht Mond noch Sonne niederschienen einen
Strahl!" —

Wie er ihn sprechen hörte also ungemuth,
Erstarrte in den Adern Leoline das Blut,

„Mein lieber Herr und Vater" — hob er traurig an,
„Wer Euch dieß angerathen, hat Übles Euch und
mir gethan."

„Wenn so streng Ihr richtet, prüft nochmals meine
Schuld,
Entzieht mir, ich flehe, so rasch nicht Eure Huld;
Berathet Euch des Weitern, den Eid nehmt zurück;
Bei allen Gottesheil'gen, er brächte wohl Euch we-
nig Glück!" —

„Es kann nicht anders werden, der Schluß bleibt
in Kraft,
Wählt, die Euch gefallen von meiner Ritterschaft!"
Sprach Carl entgegen wieder; „nehmt Silber und
auch Gold,
Und zieht in Heidenlande, erstreitet hoher Ehren Sold!"

„Durch sieben Jahre müßt Ihr halten mein Gebot,
Doch will ich Hilfe bringen, geräthet Ihr in Noth,
Auch sollt Ihr Sohn Euch nennen. Wenn Ihr an-
ders thut,
Gewinnt Ihr Gnade nimmer. So seid getreu denn,
fromm und gut!" —

Reiner sprach: „Ich ziehe fort wie Ihr's befehlt;
Walter, mein Geselle, und die ich ausgewählt,

Noch andre gute Ritter sehen gerne mir;
Ihr sollt mich nur als König oder niemals wieder
sehen hier!"

Von dannen ging er eilig aus seines Vaters Haus
Und kam zu seinem Kämmerer. Betrübt rief er aus:
„Ich bin verbannt des Landes, [illegible]
Mir bricht mein Herz, [illegible]
[illegible]"

„Lieber Herr, verzaget nicht!" sprach Walter, „[illegible]
Rath
[illegible]
That.
[illegible]
[illegible]
mein Leben bricht!"

Liebreich am Halse umfing er ihn mit seinem Arm,
[illegible]
Er nannte guten Walter und sprach unverzagt:
„Ich hoffe, [illegible]
[illegible]"

Die Geliebten ließ er bereiten ihre Rosse;
Bald stiegen sie zu Rosse mit Helm, Schild
und Wehr

Zur Arbeit angeführet, die ging in fernes Land;
Von den Herren reichte zum Abschied Mancher ihm
die Hand.

Nach vielen schönen Jahren kehrt es heimwärts,
Daß von des Königs Hofe ihn trieb der [illegible]
Noth;
Doch wie es angerathen, sah man fröhlich stehn,
Als er in's Verderben nach ihrem Wunsche war's
geschehn.

11. Wie Volker nach Worms kam.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible] —

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible] „[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]“

[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

VI. Wie Walter Luthers Hemd wusch.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Er dachte: „Sollt' ich gönnen einem schlechten Weib
Das Spinnen, das getragen des besten Ritters Leib?
Da ich keine [illegible], die es wüsche, fand,
[illegible] es wieder, leg' ich selber an die Hand."

Durch die Stadt ging Walter — früh war es an der Zeit,
Noch ruhten alle Straßen — da lag nicht weit,
Vom Wasser hoch umschlossen, ein schöner Garten-raum;
Dort wuchsen viel Blumen, [illegible] Baum an Baum.

Aus hohen Wasserstrahlen im Gebüsch empor
Und [illegible] schäumend nieder. Walter kam an's Thor
Das fand er unverschlossen, er schritt hinab den Gang
Bis in des Gartens Mitte, wo ein Brunnen [illegible] sprang.

Aus goldnen Löwenköpfen rann klar und hell
In ein Marmorbecken der [illegible] Quell;
Eine Treppe führte unter laub'gem Dach
Zwischen Säulen aufwärts; dort lag manch ein hohes Gemach.

[illegible] Walter kam,
Mit ihren Frauen wohnte hier [illegible];

Im Garten ging sie eben, von ihm ungesehn,
Mit ihrem Edelfräulein, und blieb verdeckt von Bü-
schen stehn.

Was der Ritter thue, nahm sie wohl in Acht;
Ihr däucht' es seltsam, wie er recht mit Macht
In seinen starken Händen das Linnen wusch und rieb
Mit so großem Eifer, daß nirgendwo ein Flecken
blieb.

Wallern war dieß eigen, er konnte nicht bei sich
Behalten, was im Herzen ihn drängte innerlich;
Stand Niemand ihm zur Seite, dem er's gern ver-
traut,
Sprach nach Thorenweise er oftmals mit sich selber
laut.

So nun auch beim Waschen zu reden hob er an:
„Du klarer, süßer Brunnen, ach, wärst du angethan
Mit Sprache, gleich den Menschen, du rühmtest
dann mit Fug,
Daß nie zu deinem Becken man hin so köstlich Lin-
nen trug!"

„Des besten Königssohnes, der je geführt ein
Schwert,
Meines Lothars Hemde, der eines Thrones werth.

Bespülten deine Wellen heut im Sonnenschein;
Daß solch ein Held muß darben, geklagt soll's nun und immer sein!"

„So lange deine Quelle sprudelnd niederrauscht,
Sei verflucht die Stunde, wo er umgetauscht
Mit jenem Rothkopf Otto, dem Schalk von schlimmer Art,
Seinen guten Namen, als er zog mit ihm zur Heerfahrt." —

Als Hildegund mit Staunen vernommen, was er sprach,
Schlich sie auf den Stufen zurück in's Gemach;
Dann schickte sie Zofanten, ihr Fräulein, eilig fort,
Den Ritter aufzufinden, den sie behorcht am Brunnen dort.

Gern folgte Walter der jugendlichen Maid,
Die ihm sittig winkte. In seines Kummers Leid
Schien das Abenteuer ihm froh verwunderſam;
Wie rauh er war, er blieb doch holden Frauen nimmer gram.

Auf that sich eine Kammer, da fand er Hildegund,
Wie er sie schaute, sprachlos blieb sein Mund,

Weil ihm beifiel Alles, was er jüngst bei sich
Geredet an dem Brunnen; sie zürnt — so dacht' er —
sicherlich!

Sie saß auf einem sammtnen, golddurchwirkten Stuhl,
Prunktische standen ringsum und herrliches Gestühl
Mit reichem Ziergeräthe und seltner Blumen Flor,
Indeß herein vom Garten lieblich scholl der Vögel
Chor.

Waller beugte nieder vor dem Königskind das Knie,
Im heißen Streit so bange war wie jetzt ihm nie;
Er sprach: „Gott, der die Marter, uns zu erlösen, litt,
Behüte, edle Fürstin, Euch gnädiglich bei jedem Schritt."

„Ich bitte, sendet Speise meinem armen Herrn!
Kann ich's je Euch lohnen, geschehen soll es gern;
Er liegt auf seinem Bette, sein Mangel ist so groß,
Daß er seit gestern frühe keine Nahrung mehr genoß."

„Wie heißt er, den Ihr meinet?" fragte Hildegund,
Daß Ihr jüngst gewaschen, sein Hemd, ward mir
kund." —
Waller schwieg, ihm klopfte in der Brust das Herz,
Wenn er lügen sollte, es war sein allergrößter
Schmerz.

„Lieber Herr, erschreckt nicht" — fuhr wieder fort
Die Fürstin — „deutet übel nicht mein Wort;
Wer nach Fährlichkeiten zog in fremdes Land,
Kann nicht allzeit haben, was er wohl zu Hause fand."

Walter schöpfte Athem: „So ist's — fiel er ein —
Otto von Lombarden fühlte nicht die Pein
Der Armuth in der Heimath; jedem Fürsten gleich
Wär mein Gebieter dort und auch an Gütern reich."

In die Enge trieb ihn Hildegunde, sie sprach:
„Ihr wollt ihn Otto nennen? Mich dünkt allgemach,
Ihr wendet seinen Namen in einen andern schnell;
Lothar hieß er jüngst noch, als Ihr wuschet an dem Quell."

„Auch hört' ich Euch verfluchen die Stunde, da vertauscht
Er seinen guten Namen; wir haben Euch belauscht;
Jolante, sprich, bezeuge, ob wir dieß nicht gehört!
Nicht duld' ich, daß man länger mit falscher Märe uns bethört."

Das Fräulein sagte schalkhaft (ihr stand zu lachen nah):
„Wie sollt' ich nicht bezeugen, was ich hört' und sah?

Die Arbeit zu erleichtern, als ihr riebt mit Macht,
Hätt' ich Euch, Herr Ritter, — gern ein Waschholz
wohl gebracht!"

Verwirrt stand Waller, er wurde purpurroth,
Der Spott der Jungfrau bracht' ihm große Noth;
Doch nicht zürnen konnt' er, da ohne Falsch und
Arg,
Daß sie ihm gewogen, ihr freundlich Auge nicht
verbarg.

Als er sich gesammelt, sprach er: „Edle Fraun,
Wahr ist, was der Zufall Euch ließ schaun;
Dem edelsten der Ritter wusch ich selbst das
Hemd;
Wozu es länger läugnen, Ihr seht wohl, daß mir
Lüge fremd."

„Doch, könnt' ich auch gewinnen, was der Wunsch
erstrebt
Und wär' es eine Krone, Keinem, der da lebt,
Macht' ich seinen wahren Namen je bekannt,
Weil ihn zu verschweigen ein theurer, heil'ger Eid
mich band."

Nachdenklich senkte Hildegund ihr Haupt;
Wallers Worte hatten die Ruhe ihr geraubt.

Nach Frauenweise reizte sie sein Widerstand
Nur mehr noch, bis sie endlich den Schlüssel zum Geheimniß fand.

Sie war so klugen Sinnes, daß ihr nie ein Rath
Gebrach, den sie bedurfte; auch konnte, wenn sie bat,
Ihrer Schmeichelstimme sich entziehn kein Mann.
„Hört, sprach sie, welche gute List ich mir im Geist ersann."

„Wenn vor uns zu schweigen Euch geboten ist,
So geh'n wir jetzt von hinnen; dann saget, was Ihr wißt,
Der Erde, nicht den Menschen, ihr brechet keinen Schwur;
Wenn wir etwas hören, geschehen wird's durch Zufall nur."

„Auch mögt Ihr sicher glauben, kein andres Ohr
Wird davon vernehmen, Ihr müßtet denn zuvor
Selbst uns reden heißen; stumm wie ein Grab
Halt' ich mein Versprechen, das ich Euch in Treue gab."

„Sünd'ge ich," sprach Maller, „möge Gott verzeihn
Mir um Euretwillen!" — Bald sah er sich allein;
In einer Nebenkammer bargen sich die Fraun.
Sie wollten im Gemache eine Weile nicht zu schaun.

Als spräch' er mit der Erde, zum Boden niederwärts
Wandte nun die Blicke Walter, und sein Herz
Ergoß sich laut in Klagen; nichts verschwieg er da;
Bald war ihm mit Jolante Hildegund wieder nah.

„Dank Euch, Ritter!" rief sie; daß es also sei,
Ahnte mir seit Langem; nur Verrätherei
Konnt' in solche Armuth stürzen Euren Herrn;
Glaubet, in Gedanken war ich niemals von ihm fern."

„Hat auch mein Vater mit Otto mich verlobt,
Nie werd' ich doch sein eigen; nur wer im Kampf erprobt
Rechte Heldenstärke, den nenn' ich einst Gemahl,
Nimmer soll beschränken Zwang meine freie Wahl."

„Auch nicht länger, wahrlich! wird in bitter Noth
Euer Herr verbleiben." — Heimlich ein Gebot
Gab sie ihrem Fräulein; die nahm aus dem Schrein
Einen reichen Gürtel; es glänzte dran manch edler Stein.

„Verkauft dieß," sprach sie weiter, „schaffet an Gewand
Und Speise, was Euch mangelt; bald folgt von meiner Hand
Noch mehr! Nun aber scheidet!" — Walter ging und pries
Den Tag, der unerwartet solches Glück ihn finden ließ.

Aus dem Gürtel brach er einen grünen Stein,
Wohl einen Säckel Geldes löst' er dafür ein
Und kaufte was am meisten von Kleidern nöthig schien;
Zur Herberge kam er nicht mit leeren Händen hin.

Er trat vor Lother eilig, und gab ihm Bericht
Von Allem was geschehen; auch verschwieg er nicht,
Wie Hildegund nun wisse, um Otto's bösen Trug
Und wie in stiller Minne längst ihr Herz für Lother schlug.

Während sie noch sprachen ohne Maßen froh,
Kam ein Knecht, der führte hin zu Salerno
Ein Saumroß, das beladen war mit Silber schwer
Und köstlichen Geschenken; des Königs Tochter sandt' ihn her.

Dem Gaste, welcher wohne seit Monden hier,
Sei der Schatz zu eigen; kund war es ihr,
Wie er Mangel leide; sie dulde nicht hinfort,
Daß ihn Armuth drücke, so lautete des Boten Wort.

Lother rief: „Gott schütze sie, die an mich gedacht,
Vergessen sei, was Kummer und Sorge mir gebracht.

Dem guten Wirth vergelt' ich was er mir gethan;
Wohlauf, ihr Heergesellen, nun hebt ein neues
Leben an!"

Er gab mit vollen Händen wie ein König mild,
Keinem sollt' es fehlen an Streitgewand und Schild,
An Helm und Helmeszierde; auch führten sie zum
Stall
Zurück der Rosse manches; die wieherten mit lautem
Schall.

Dann zäumt' er seinen Falben und ritt allein hinaus,
Es wollt' ihn nicht mehr dulden im dunklen engen
Haus;
Nach langer Zeit wie sonnig erschien ihm das Gefild!
Ihm gab ja das Geleite Hildegundens süßes Bild!

VII. Wie Lother mit den Heiden stritt und gefangen ward.

König [illegible] später durchflog das ganze Land
Eine Schreckenskunde. Die Wächter sahn vom Strande
[illegible] nahen; König [illegible]
Den Meer [illegible] gezogen mit vielem Volk [illegible].

Dreißig Heidenfürsten gaben ihm Geleit,
Mit grimmem Aufgebote gerüstet wohl zum Streit;
Sie dachten zu vertilgen der Christen Namen ganz,
Ihr Wuth war so grimmig, entflammen wollten sie
Brand.

Alsbald im Schlosse hielt mit Otto Rath
In seiner Treuen Mitte. „Nun gilt es kühne That!"
Sprach zu ihm der König, „ihr [illegible] ab [illegible],
Mein Banner wird er führen, des Sieges Preis
[illegible]"

„Nicht soll es an mir fehlen!“ sprach keck und laut
Otto hinwieder; wie ihm auch heimlich graut,
Daß er schier büße, gab er sich den Schein;
Er möchte Leithern lieber und seinen Gesellen
sein!

Zu Roß stieg der König; seine ganze Macht,
Gen zweitausend Mannen, sie zogen in die Schlacht
Hinaus vor die Thore; dort stand des Feindes Heer
Auf offnem freiem Felde; weithin glänzte Schild
und Speer.

Otto trug das Banner; der Lombarden Schaar
Folgt ihm kommt den Franken; selber war
Mit Walther ihm zur Seite; vom Thurm den Berg
entlang
Sah Gotlinde sie ziehen; ihr ward das Herz vor
Sorge bang.

Bald flogen die Geschosse, wie der Hagel fällt,
Speerschäfte sah man splittern und manchen Schild
zerspellt;
Die Lombarden brausten gleich einem Sturm heran
Mit lautem Schlachtrufe und brachen sich blut'ge Bahn.

Als Otto zu Felde zum Streit so grimmig kam,
Der Lombarde sank die Fahne schon aus der Hand.

[illegible] alle Glieder, er konnte nicht [illegible],
Daß man ihn schon fand, [illegible] auf dem
[illegible].

Sie hoben ihn vom [illegible] mit [illegible],
[illegible] die Glieder [illegible];
Doch selber [illegible] er [illegible] vom [illegible] empor,
Dann [illegible] er nach dem König, der sich [illegible]
[illegible].

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible].

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible].

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible].

Sein Leid war gewaltig, er lag wie todt
[illegible] am Felsen; um seine große Noth
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] allzumal
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] im [illegible]
[illegible].

Aus ein liebend Auge von hoher [illegible] [illegible]
Hat [illegible] [illegible] und sah, wie er [illegible]
Nur immer wiederkehrte; es war die [illegible]
Und weiter ihr Leben die [illegible] durch die Zeit.

Sie wollte nicht zurück, als [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible]; [illegible] [illegible] [illegible],
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible].

Und [illegible] sie [illegible] ihrem [illegible] [illegible],
[illegible] nicht [illegible] [illegible] ihrem [illegible];
„[illegible] [illegible]," so sprach sie, „[illegible] [illegible] [illegible] [illegible],
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]."

„[illegible], [illegible] der Himmel [illegible] [illegible] [illegible],
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].
[illegible] [illegible], einen [illegible]! [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] es [illegible], nicht mag [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible]."

VIII. Wie es weiter erging.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

75. [illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]